# Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 19 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 18. Oktober 1907


## Parlamentarismus ohne Verfassungsänderung.

Von H. v. Gerlach.

Das Niveau des Reichstages sinkt. Die besten Männer verschmähen es, sich um ein Mandat zu bewerben. Das Interesse des Volkes an den Reichstagsverhandlungen geht immer mehr zurück.

Das sind so Ausdrücke, wie man sie alle Augenblicke hören und sogar lesen kann. Man brauchte nicht viel auf solche Aeußerungen mißvergnügter Europäer zu geben, wenn in ihnen nicht doch ein Körnlein Wahrheit steckte. Tatsächlich nimmt nämlich der deutsche Reichstag im Volke nicht die Stellung ein, die die Volksvertretungen sonst in fast allen Kulturländern genießen. Wo anders ist eben das Parlament nicht bloß der Ausdruck, sondern auch der Vollstrecker des Volkswillens. Der deutsche Reichstag dagegen kann zwar reden, soviel er will, aber nur sehr begrenzt handeln. Er kann zehn oder zwanzig Jahre hintereinander denselben Beschluß fassen, wenn der Bundesrat regelmäßig den Beschluß dem Papierkorb übergibt, so muß sich der Reichstag damit zufriedengeben. Ein Reichskanzler kann sich noch so schroff in Widerspruch mit der Mehrheit des Reichstags setzen, er bleibt dennoch Kanzler, solange es dem Kaiser beliebt.

Die Macht ist eben ungleichmäßig verteilt. Das liegt teils an der Verfassung, teils an der politischen Tradition. Das Uebergewicht des Bundesrates über den Reichstag beruht, wie Naumann das in seiner Jungfernrede präzisierte, darin, daß zwar der Bundesrat den Reichstag, aber nicht der Reichstag den Bundesrat auflösen kann. Das Uebergewicht des Kaisers über den Reichstag gipfelt darin, daß der Kaiser den Kanzler ernennen, aber kein Reichstag den Kanzler stürzen kann. Die Waffen sind nicht „gut und gleich".

Soweit das in der Reichsverfassung begründet ist, wird sich in absehbarer Zeit nichts daran ändern lassen. Keine Verfassungsänderung kann zustande kommen, wenn 14 Stimmen im Bundesrat dagegen sind. Preußen führt deren 17. Daß Preußen einer Erweiterung der Rechte des Reichstages zustimmen sollte, solange Wilhelm II. an seiner Spitze steht, ist natürlich ausgeschlossen.

Es bleibt also nur die Frage, ob der Einfluß des Parlaments ohne Verfassungsänderung vermehrt werden kann. In Oesterreich ist das z. B. vor etwa Jahresfrist geschehen.

Die Regierung befand sich in einer fast verzweifelten Lage. Sie hielt die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts für eine Staatsnotwendigkeit, konnte aber auf keine Weise mit dem Reichsrat ein Wahlgesetz zustande bringen. Ministerpräsident über Ministerpräsident brach darüber den Hals. Da griff Franz Josef zu dem Mittel der Parlamentarisierung des Kabinetts. Höchst logisch schloß er, daß das Kabinett sich dann wahrscheinlich am leichtesten mit dem Parlament verständigen werde, wenn es selbst ein Teil des Parlamentes wäre. Soweit ging er ja noch nicht, um nach englischem oder französischem Muster alle Minister aus den Mehrheitsparteien zu nehmen. Aber er berief doch wenigstens soviel Minister aus den Abgeordneten der maßgebenden Parteien, daß von nun an die Zusammenarbeit von Regierung und Reichsratsmehrheit gesichert war. Den größten Fortschritt, den Oesterreich seit 40 Jahren erzielt hat, verdankt es der Konzession seines Kaisers an den Gedanken des Parlamentarismus.

Was in Oesterreich gegangen ist, ginge natürlich auch in Deutschland — wenn man wollte. Aber man will selbstverständlich nicht. Als Fürst Bülow die Absicht äußerte, mit einer konservativ-liberalen Mehrheit zu regieren, gab es für ihn nur einen Weg, um die konservativ-liberale Paarung zu einem einigermaßen Dauer versprechenden Gebilde zu gestalten: er mußte die Hauptressorts mit Männern aus den Parteien besetzen, auf die er sich stützen wollte. Auch dann wäre die Aufgabe noch schwierig genug gewesen, aber es wäre wenigstens die Garantie einer ständigen Fühlung zwischen dem Kanzler und den maßgebenden Parteien gegeben gewesen. Daß man einmal zufällig einen Abgeordneten zum Minister oder Staatssekretär macht, bedeutet natürlich keine Parlamentarisierung des Kabinetts. Das ist ein staatsrechtlich völlig bedeutungsloser Akt. Nur die grundsätzliche Besetzung der wichtigsten Posten mit den Vertrauensmännern der Mehrheitsparteien würde einen ersten Schritt zur Parlamentarisierung Deutschlands bedeuten.

Je weiter man bei uns von einem solchen Entgegenkommen von oben her entfernt ist, um so nachdrücklicher tritt an den Reichstag die Frage heran, wie er unter Ausnützung der bestehenden gesetzlichen Bestimmungen seinen Einfluß vergrößern könne. Niemand kann so eindringlich wie er selbst den Mangel an Macht empfinden, unter dem er leidet. Alle Parteien, die diesen Zustand der Dinge beklagen, sollten sich darüber verständigen, wie dem abzuhelfen sei. Das Vorgehen jeder Partei einzeln für sich wäre natürlich sinnlos. Eine Verständigung derer, die die Machterweiterung des Parlamentes wollen, ist die Vorbedingung jedes Erfolges. In Betracht kämen nach Lage der Dinge nur Sozialdemokratie, Freisinn, Zentrum und Polen, bestenfalls auch noch die Nationalliberalen, deren Klagen über das „persönliche Regiment“ nur dann als ernst gemeint gelten können, wenn sie sich mit dem Entschlusse paaren, den Einfluß des Reichstages zu verstärken. Im Seniorenkonvent, als der Vertretung des gesamten Reichstages, könnte man sich natürlich niemals über die Mittel zur Machterweiterung des Reichstages beraten. Denn dort hätte man ja regelmäßig mit der grundsätzlichen Opposition der Parteien der Rechten zu kämpfen. Es müßte sich vielmehr ein besonderer Ausschuß aus der Mitte aller der

Parteien bilden, die den Parlamentarismus realisieren wollen. Dieser Ausschuß hätte festzustellen, welche Handhaben der Reichstag hat, um seine Macht auszudehnen, und für jeden zum gemeinsamen Vorgehen geeigneten Fall die zweckmäßige Taktik festzustellen. Für den Ausschuß des „Parlamentarisierung-Blocks" gäbe es, über alle trennenden Parteiunterschiede hinweg, nur einen maßgebenden Gesichtspunkt: wie bahnen wir das parlamentarische System an?

Ist für einen solchen gemeinsamen Zweck keine Mehrheit im Reichstag vorhanden, so ist natürlich jeder Versuch der Machterweiterung des Parlamentes zwecklos. Denn eine Minderheit von Abgeordneten kann nicht einer Mehrheit wider ihren Willen größere Machtvollkommenheiten aufzwingen. Ist aber der Wille zur Aktion da, so finden sich auch Wege. Der Wille muß freilich die nötige Intensität haben, um jeden zum Ziele führenden gesetzlichen Weg gutzuheißen.

Das Verhältnis zwischen einem Parlament, das seine Befugnisse erweitern möchte, und einer Regierung, für die die Ohnmacht des Reichstages eben Regierungsmaxime ist, kann nur ein dauernder Kriegszustand sein. Die Regierung, das ist der Feind! Ihn gilt es, aus einer Position nach der anderen zu werfen, bis das erstrebte Kräfteverhältnis hergestellt ist. Ehe dies Ziel erreicht ist, muß die Rücksichtslosigkeit ebenso als Tugend erscheinen wie die Zähigkeit und die Schlauheit.

Der Reichstag hat das Recht der Initiative. Von ihm können Gesetzesvorlagen genau so gut ausgehen wie vom Bundesrat. Bisher ist von diesem Recht nur höchst dürftiger Gebrauch gemacht worden. Alle Regierungsvorlagen wurden als etwas wer weiß wie Feierliches angesehen, während man die Verhandlung der Initiativanträge beinahe als Zeitvergeudung betrachtete. In dieser Auffassung muß sich ein gründlicher Wandel vollziehen. Bisher war der Reichstag so bescheiden, grundsätzlich von den wöchentlichen sechs Verhandlungstagen fünf den Regierungsvorlagen zuzugestehen und sich selber nur den Mittwoch, den sog. Schwerinstag, zu reservieren. Aber nicht einmal so hoch schätzte er seine eigene Produktion ein, um ihr auch nur regelmäßig ein kümmerliches Sechstel der Verhandlungszeit zu widmen. Immer wenn die Zeit knapp war, sparte er lieber an den Schwerinstagen, um nur ja die Regierungsvorlagen zu ihrem Rechte kommen zu lassen. In der ganzen letzten Session ist z. B. nicht ein einziger Schwerinstag abgehalten worden. Das Initiativrecht des Reichstages war faktisch suspendiert. Denn die über 100 Initiativanträge, die die Parteien eingebracht hatten, mußten dem Publikum und vor allem der Regierung einfach als Farce erscheinen, wenn der Reichstag selbst sie sämtlich so niedrig bewertete, daß er auf die Verhandlung keines einzigen bestand.

Will der Reichstag anders vorgehen, so kann er das jederzeit. Er muß natürlich das Budget in der verfassungsmäßig vorgeschriebenen Zeit erledigen. Aber allen anderen Regierungsvorlagen gegenüber hat er volle Freiheit. Er kann sie auf die Tagesordnung setzen, wann er will. In der Festsetzung der Tagesordnung ist er ja souverän. Schlägt ein Gesetzentwurf den Wünschen der Mehrheit geradezu ins Gesicht, so täte sie am besten,

ihn überhaupt nicht erst zur Verhandlung zu stellen. Man denke z. B. an den Gesetzentwurf über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine, der von allen Parteien außer den Konservativen in Grund und Boden verurteilt wurde. Warum hat man ihm überhaupt die Ehre der Verhandlung zuteil werden lassen, statt die Zeit auf einen Initiativantrag zu verwenden, der der Annahme sicher gewesen wäre? In einem solchen Falle sollte der Parlamentarisierungs-Ausschuß sich einfach sagen: wir vereiteln, daß die Regierungsvorlage auch nur zur ersten Lesung gelangt. Schlägt der Präsident sie für die Tagesordnung der nächsten Sitzung vor, so setzt sie die Mehrheit jedesmal ab. Das wäre natürlich ein ausgeprägter Akt der Mißachtung gegenüber der Regierung. Aber hat der Bundesrat sich je gescheut, dem Reichstag seine Mißachtung zu bekunden, indem er Wünsche, ja sogar förmliche Beschlüsse des Reichstages zehn- und zwanzigmal hintereinander zum Orkus schickte? Kein anderes Mittel gibt es, den Bundesrat zur Rücksichtnahme auf den Reichstag zu zwingen, als selber so lange rücksichtslos zu sein, bis man sich auf der anderen Seite korrekte parlamentarische Sitten angeeignet hat. Zuerst muß dem Bundesrat einmal das Gefühl seiner Gottähnlichkeit ausgetrieben werden.

Kaum ein größeres Gesetz ist verabschiedet worden, ohne daß sich in dem einen oder anderen Punkt ein Konflikt zwischen Reichstag und Regierung aufzutun schien. Die Mehrheit beschloß irgend eine wichtige Verbesserung, und die Regierung ließ alsdann erklären: „Wird dieser Beschluß aufrecht erhalten, so wird für uns das ganze Gesetz unannehmbar.“ Stets haben solche Unannehmbarkeitserklärungen genügt, um eine Anzahl von Abgeordneten zum Umfallen zu bringen. Die Regierung setzte ihren Willen durch, ohne oft auch nur Gründe für ihre Stellungnahme anzuführen. Das sic volo sic jubeo genügte. Aus Angst vor dem „größeren Uebel“, dem Scheitern des Gesetzes, kroch die Mehrheit zu Kreuze. Sie wollte die Verantwortung nicht auf sich nehmen, durch ihre „Hartnäckigkeit“ das Ganze zu Fall gebracht zu haben. Der Bundesrat hat eben das Privileg auf „Hartnäckigkeit“! Durch diese Nachgiebigkeit auf der einen und den festen Willen auf der anderen Seite hat sich das Rechtsverhältnis, das an sich den Bundesrat begünstigt, tatsächlich noch weiter zuungunsten des Reichstages verschoben. Als ob der Reichstag nicht nur rechtlich, sondern auch moralisch zu Unannehmbarkeitserklärungen genau so befugt wäre wie der Bundesrat!

Besänne sich der Reichstag endlich auf sein Recht, so würde er seine Initiative in den Vordergrund stellen, die Regierungsvorlagen überhaupt nur dann behandeln, wenn sie ihm es zu verdienen scheinen, und sich durch Unannehmbarkeitserklärungen in seinen Entschlüssen nicht erschüttern lassen. Das könnte zunächst zu einem Stagnieren der Gesetzgebung führen, denn der Bundesrat ist durch die jahrzehntelange Nachgiebigkeit des anderen Gesetzgebungsfaktors viel zu sehr verwöhnt, als daß er sich ohne weiteres in die neue Situation finden würde. Aber besser die Pferdekur einiger toter Jahre als das ewige Andauern des jetzigen halbabsolutistischen Zustandes. Schließlich muß der Bundesrat doch, wenn auch nicht kapitulieren, so doch entgegenkommen. Es gibt Fälle genug, wo er den Reichstag braucht.

Hat doch der Reichstag eine schneidige Waffe in der Hand, das Geldbewilligungsrecht. Davon sollte er nur einen planmäßigeren Gebrauch machen, um sich den Bundesrat gefügig zu machen. Solange das Ideal nicht erreicht ist, daß die Regierung aus den Reihen der parlamentarischen Mehrheit entnommen wird, solange wird der „Kuhhandel" die einzig mögliche Form sein, um dem Reichstag allmählich größere Einflüsse zu sichern. Entzogen sollten dem Kuhhandel nur die spezifisch nationalen Fragen sein. Die Bewilligung von Heeres-, Marine- und Kolonialforderungen darf nicht zum Gegenstand des Schachers gemacht werden. Eine Mehrheit, die das täte, würde sich rettungslos kompromittieren und direkt antiparlamentarisch wirken.

Aber es gibt sonst oft Forderungen, auf die die Regierung großes Gewicht legt, ohne daß nationale Interessen dabei in Frage kämen. Die 14 000 Mk. Repräsentationszulage für die Staatssekretäre, die Schaffung eines Unterstaatssekretariats für Herrn v. Löbell, die Befreiung der Fürsten von der Reichserbschaftssteuer, die Baugelder für die Hohkönigsburg, das sind so ein paar Beispiele aus der letzten Zeit für Forderungen, an deren Bewilligung die Regierung ein großes, der Reichstag gar kein oder höchstens ein negatives Interesse hatte. Jede derartige Forderung sollte nur zugestanden werden, wenn der Bundesrat dafür irgend eine wesentliche politische oder sozialpolitische Forderung des Reichstages zugestände. Zug um Zug! Das mag nicht schön aussehen. Aber es geht nicht anders. In einem parlamentarisch regierten Lande, wo sich Regierung und Parlamentsmehrheit decken, braucht man natürlich zu solchen Mitteln nicht zu greifen. In Deutschland sind sie einfach Akte der Notwehr. Auf sie verzichten, mag sehr gentlemanlike aussehen, ist aber einfach eine Dummheit.

Neben der materiellen Waffe der Geldbewilligung hat der Reichstag auch noch moralische zur Verfügung, von denen er bisher keinen oder doch keinen genügenden Gebrauch gemacht hat.

Die Geschäftsordnung des Reichstages sieht in ihrem § 67 den Fall vor, daß eine Adresse an den Kaiser gerichtet werde. Warum wird davon kein Gebrauch gemacht, wie es in anderen Volksvertretungen als Antwort auf die Thronrede regelmäßig geschieht? Laband hat ja recht, wenn er eine solche Adresse einen politischen und keinen staatsrechtlichen Akt nennt, d. h. wenn er ihm jede Rechtswirkung abspricht. Aber seine politische Wirkung kann um so größer sein. Eine feierlichere Form der Kritik an dem Regierungsprogramm kann es überhaupt nicht geben. Ein Parlament, das darauf verzichtet, so offiziell vor dem ganzen Lande seinen Mehrheitswillen dem der Krone entgegenzustellen, kann sich dem Vorwurf nicht entziehen, daß es zur Wahrung seiner eigenen Position nicht alles tue, was in seinen Kräften steht.

Mißtrauensvoten gegen Minister spielen in anderen Parlamenten eine große Rolle. Bei uns sind sie unbekannt. Warum denkt der Reichstag nicht an ihre Einbürgerung? In welcher Form sie erfolgen sollen, ob in der von Resolutionen oder von Etatsabstrichen, ist nebensächlich. Am zweckmäßigsten scheint allerdings die englische Sitte, dem Minister, dem man das Mißtrauen bekunden will, sein Gehalt um eine Bagatelle

zu kürzen. Ob in Deutschland ein solches Mißtrauensvotum dieselbe Konsequenz hätte wie in einem parlamentarisch regierten Staate, ist eine andere Frage. Aber selbst wenn es sich zunächst nur um eine Demonstration handeln sollte, dürfte der Reichstag dennoch nicht darauf verzichten, in der denkbar unzweideutigsten Form dem Kanzler sein Mißtrauen zu bekunden, wenn er das Mißtrauensvotum für angezeigt hält.

Von dem Interpellationsrechte wird ein viel zu sparsamer Gebrauch gemacht. Besser als der feierliche Apparat der Interpellationen, die von 30 Mitgliedern unterzeichnet sein müssen, ist natürlich das Fragerecht, das im englischen Parlament jedem Abgeordneten zusteht. Jeder Abgeordnete kann fragen, jeder Minister muß antworten. Jede Sitzung des englischen Parlaments ist in ihrem Beginn mit diesem Frage- und Antwortspiel erfüllt, das die wirksamste, weil ständige, Kontrolle der Regierung durch das Parlament darstellt. Solange wir das nicht haben, muß der Notbehelf der Interpellation genügen. Er sollte recht häufig angewendet werden, um dem Kanzler immer wieder das Gefühl einzuschärfen, daß er dem Reichstag Rede zu stehen hat. Natürlich müßten dann die Interpellationen viel kürzer behandelt werden, als es heute der Fall ist, wo sie bei ihrer Seltenheit jedesmal wie Haupt- und Staatsaktionen erscheinen.

Der Reichstag hat wenig Macht. Aber er hat doch mehr Macht, als er sich bisher in die Wagschale zu werfen getraut hat. Macht er von allen seinen Machtmitteln Gebrauch, so haben wir zwar noch lange kein parlamentarisches Regime, aber sein Ansehen und sein Einfluß wird doch so gestärkt, daß er den Kampf um das parlamentarische Regime wenigstens aufnehmen kann.

---

# Die Geldfabrik.

Von Alfred Lansburgh.

„Verdiene was, dann hast du was!“ In dieser volkstümlichen Form nimmt jeder Schuljunge die Wahrheit in sich auf, daß Arbeit die Quelle alles Reichtums ist. Der Satz bleibt ihm eine Wahrheit auch dann noch, wenn er in den ersten Studiensemestern seinen Adam Smith liest, und sein Monatswechsel größer oder kleiner ausfällt, je nachdem die väterliche Fabrik gut oder schlecht arbeitet. Dann kommt aber einmal der Tag, an dem seine Logik an sich selbst irre wird. Das Problem des Kredits drängt sich in den einfachen Mechanismus des Arbeitsprozesses hinein und kompliziert ihn. Zunächst sucht der Verstand den Eindringling in die Grundelemente der wirtschaftlichen Dynamik einzureihen: „Der Kredit ist identisch mit dem Kapital, das ein Dritter verleiht; setzt also solches Kapital und demnach auch eine entsprechende Arbeitsleistung voraus. Er macht die Probe an einem Beispiel aus dem praktischen Leben, und siehe da: es klappt. Den Kredit, den die Bank dem Kaufmann gibt, indem sie seinen Wechsel diskontiert, kann sie nur gewähren, weil ein Landmann den Erlös seiner Ernte oder ein Handwerker seinen Arbeitslohn bei der Bank eingezahlt hat. Ohne Arbeit und ohne Ernte also kein Kredit. Das Geld, das Handel, Industrie und Landwirtschaft für ihre Zwecke fordern, muß irgendwo und irgendwann verdient worden sein, und mehr, als verdient worden ist, kann man ihnen beim allerbesten Willen nicht geben. Aber nun kommt die große Ausnahme von der Regel, die alle

Schulwahrheit über den Haufen stürzt: Was der einzelne nicht kann, das kann der Staat. Die Regierung ist imstande, Geld zu schaffen und Kredit zu geben, ohne daß Arbeit oder Ernte vorangegangen wäre. Sie schafft Geld und Kredit aus dem Nichts, und Schiller ist ein schlechter Volkswirt, wenn er seinen Karl VII. die bekannten Worte von den Armeen und dem Kornfeld sprechen läßt. Man braucht sich nur in der Wirklichkeit umzusehen, um zu erkennen, daß eine Regierung nicht nur Armeen, sondern auch viele andre schöne Dinge aus der Erde stampfen kann; durch den einfachen Gebrauch eines Hoheitsrechts. Sie kann Papiergeld ausgeben oder unterwertige Münzen prägen oder die Staatsbank autorisieren, ungedeckte Banknoten in Umlauf zu setzen. Und mit diesen Geldzeichen kann sie Zahlungen leisten und Kredite gewähren, kurz Kapitalien schaffen, die ihre Entstehung keinem wirtschaftlichen Vorgang, sondern einem Akt der Willkür verdanken. Der Schulknabe von ehemals sieht staunend, daß Kapital nicht nur im Arbeitsprozeß, sondern auch in staatlichen Geldfabriken gewonnen wird; und wenn er einen praktischen Sinn hat und ein Reichstagsmandat ambiert, so wird er sich nicht lange den Kopf über dieses Loch im System der Volkswirtschaft zerbrechen, sondern frischweg fordern, daß die Geldfabrik für ihn und seine Parteigänger arbeite.

Deutschland ist heute voll von solchen Realpolitikern, die in der Reichsbank nichts andres als eine Kreditbefriedigungs-Maschine sehen und von ihr fordern, daß sie allen „billigen" Kreditansprüchen gerecht werde. Damit meint der eine die Ansprüche der Landwirtschaft, der andre die der Industrie, der Dritte die Ansprüche beider. Einzelne fordern mit Maß und Vernunft. Sie wissen, daß eine gesunde Kreditgewährung nur so weit gehen kann, wie die vorhandenen Mittel reichen, das heißt, so weit beschäftigungsloses Kapital im Lande ist. Sie verlangen infolgedessen Einrichtungen, die das Geld — in ihm verkörpert sich das unbeschäftigte Kapital — der Bank zuführen, von wo aus man es dann den Kreditbedürftigen zugängig machen kann. Die Propaganda für den Scheck, für das Giro und für die Postsparkasse entstammt diesem vernünftigen Gedankengange. Hier handelt es sich immer darum, das vorhandene Kapital zu sammeln und möglichst intensiv zu beschäftigen, also wie eine sparsame Hausfrau zu wirtschaften und im Haushalt der Nation nichts umkommen zu lassen. Diese Forderung hat sich bis in die neuste Zeit hinein nicht recht durchsetzen können, und erst die allerjüngste Geldklemme hat das Verständnis dafür geweckt, daß unsre Zahlungsmethoden eine große Kapitalsvergeudung bedeuten; wobei es dann wieder nicht ohne Uebertreibungen abgegangen ist. Um so erfolgreicher ist seit vielen Jahren die Partei der Geldfabrikanten gewesen. Notenpresse und Münztiegel haben bei uns mit Hochdruck gearbeitet, dem Reich bescheidene Münzgewinne zugeführt und der Reichsbank die Mittel für eine ausgedehnte Diskonttätigkeit verschafft. Dafür haben sie unsre Währung gehörig verschlechtert. Man zerbricht sich heute den Kopf darüber, wo die Goldbestände unsrer Reichsbank geblieben sind, die sich während der letzten Jahre fortgesetzt verkleinert haben. Die Bank hat mit allen erlaubten Mitteln Noten und Silber in den Verkehr gepreßt und seit Jahresfrist systematisch darauf hingearbeitet, die Bevölkerung an die neuen Scheine zu 50 und 20 Mark zu gewöhnen. Aber die Bevölkerung reagiert nicht darauf. Das Silber und die Noten kehren immer wieder zur Bank zurück und nur das Gold bleibt fern. Wo es bleibt, darüber ist niemand im Zweifel, der den alten Erfahrungssatz kennt, daß das schlechte Geld das gute zum Lande hinaustreibt. Die Außenhandelsstatistik läßt uns hier allerdings im Stich. Die Goldausfuhr gilt ja in Deutschland bekanntlich als Hochverrat, und meidet die Wege, die sich statistisch erfassen lassen. Aber erst in der allerletzten Zeit wieder hat man Klagen aus den westlichen Grenzprovinzen vernommen, die das Verschwinden des Goldes konstatierten, das namentlich von Holland aus wie mit Saugarmen angezogen wird. Es bedarf indes dieser Stimmen gar nicht. Die Bewegung der Wechselkurse spricht deutlich genug. Und was sie nicht sagte, das sagen die

Ziffern der Warenbewegung, die ein ganz seltsames Aussehen haben. Frühere Hochkonjunkturen ließen die deutsche Warenausfuhr anschwellen und näherten ihre Ziffer der des Imports. Diesmal ist es gerade umgekehrt. Die Ausfuhr steigt zwar, aber in unverhältnismäßig höherem Prozentsatz steigt die Einfuhr, die unsre Zahlungsverpflichtungen an das Ausland vergrößert. In den letzten vier Jahren hat sich die Spannung zwischen Einfuhr und Ausfuhr um 700 Millionen zuungunsten unsrer Zahlungsbilanz erhöht. Unsre Gegenforderungen an das Ausland sind aber nicht entfernt in gleichem Maße gestiegen, wir hatten im Gegenteil noch große, statistisch nicht faßbare Summen für Kursverluste an Minen- und Amerikaner-Shares nach London zu remittieren. Man mag dem noch so große Summen fremder Guthaben in Berlin gegenüberstellen, mag die Fehlergrenze der Statistik noch so hoch veranschlagen — es bleibt immer ein Passivsaldo, der nur zum Teil in Effekten, zum andern Teil aber in Gold an das Ausland zu zahlen ist.

Die starke Einfuhr wiederum ist auch nur eine indirekte Folge unserer lebhaften Geldfabrikation. Wir zahlen ja für alle Artikel des Weltmarkts die höchsten Preise, denn die Reichsbank macht unseren Handel kaufkräftiger, als es irgend ein konkurrierender Handel ist. Vor acht Jahren, als die vorige Konjunktur auf ihrer höchsten Höhe stand, waren etwa 500 Millionen Mark ungedeckter Noten im Umlauf. Heute sind es rund 400 Millionen Mark mehr. Das heißt, die Bank diskontiert jetzt 900 Millionen Mark Wechsel mehr, als die gegebene deutsche Kapitalkraft es erlaubt. Sie gestattet es dem Handel und der Industrie, mit nicht verdientem Gelde fortgesetzt als Käufer am Weltmarkt aufzutreten. Das treibt natürlich alle Preise oder, was dasselbe ist, entwertet das Geld. Nirgends steigen die Löhne, die Rohmaterialien, die Fabrikate in so schneller Progression wie bei uns. Freilich reißen wir das Ausland mit, denn die Preisgestaltung der wichtigsten Waren ist international; und andererseits drückt die Konkurrenz des Auslands bei uns auf die Preise, soweit unsere Zölle es erlauben. Der Ausgleich vollzieht sich mittels des Warenaustausches, und das übermächtige Einströmen fremder Erzeugnisse ist nur die Bestätigung dafür, daß in Deutschland die Preise relativ und absolut am schnellsten steigen, wie es schließlich nur natürlich ist in einem Lande, in dem von der Zentralbank aus immer neue Gelder nachgeschüttet werden.

Aber die Geldfabrik arbeitet anscheinend nicht intensiv genug. Immer kühner werden die Geldverschlechterer, immer lauter ihr Schrei nach Kunstgeld. Der geringe Vorrat Deutschlands an Silbermünzen und das noch immer zu kleine Notenkontingent der Reichsbank sollen schuld an der herrschenden Kapitalknappheit sein, die jene für eine Münzknappheit halten. Sie meinen, das Steigen der Umsätze und der Preise erheische gebieterisch neue Umlaufsmittel. Das heißt den Kausalnexus umdrehen. Denn gerade der künstlich geschaffene Ueberfluß an Geld ist es mit, der die Umsätze und Preise auf ihre jetzige Höhe hinaufgetrieben hat. Man vergißt zudem, daß England seit 63 Jahren mit einem unverändert kleinen Notenkontingent und einem halb so großen Bargeldbestand wie wir, einem unverhältnismäßig größeren Außen- wie Binnenhandel gerecht wird. Es wäre falsch, deshalb sagen zu wollen, daß die Menge der Geldzeichen mit der Ziffer der Umsätze generell nichts zu tun habe. Aber richtig ist es, daß ein steigender Umsatz sich die Geldzeichen, deren er bedarf, automatisch verschafft, eventuell aus dem Auslande. Der deutsche Handel braucht aber ebensowenig neue Münzen und Zettel, weil seine Umsätze gestiegen sind, wie etwa ein Konfektionshaus mehr Metermaße braucht, weil jeder Kommis statt hundert Ellen Stoff täglich zweihundert Ellen abzumessen hat. Oder es liegt ein böser Konstruktionsfehler in der wirtschaftlichen Entwickelung. Die Umsätze steigen eben ganz einfach nicht, wenn das Geld zu ihrer Bezahlung nicht da ist. Steigen sie aber, ohne imstande zu sein, automatisch das erforderliche Geld heranzuziehen, so hat die Reichsbank das als einen Beweis dafür anzusehen, daß sie mit ihrer Diskontpolitik auf dem Holzwege ist und mit Hilfe der Notenpresse durch und durch ungesunde Kreditverhältnisse geschaffen hat.

# Dankbarkeit.

Ein soziologischer Versuch. Von Georg Simmel.

Die Tönung persönlichen Empfindens und privaten Handelns, die über den Tatsachen der Dankbarkeit liegt, überdeckt für den soziologisch nicht geschulten Blick die kaum zu überschätzende Bedeutung, mit der diese Tatsachen auf das Leben und den Zusammenhalt der Gesellschaft wirken und deren Umriß diese Ueberlegungen zu zeichnen unternehmen.

Es ist zunächst eine Ergänzung der rechtlichen Ordnung, die die Dankbarkeit vollbringt. Aller Verkehr der Menschen beruht auf dem Schema von Hingabe und Aequivalent. Nun kann für unzählige Hingaben und Leistungen das Aequivalent erzwungen werden. Bei allen wirtschaftlichen Tauschen, die in Rechtsform geschehen, bei allen fixierten Zusagen für eine Leistung, bei allen Verpflichtungen aus einer rechtlich regulierten Beziehung — erzwingt die Rechtsverfassung das Hin- und Hergehen von Leistung und Gegenleistung und sorgt für diese Wechselwirkung, ohne die es keine soziale Balance und Zusammenhalt gibt. Nun bestehen aber unzählige Beziehungen, für die die Rechtsform nicht eintritt, wo das Aequivalent für die Hingabe nicht erzwungen werden kann. Hier wird die Dankbarkeit zur Stellvertreterin des Rechts und spinnt, wenn andre Mächte versagen, ein Band der Wechselwirkung, der Balancierung von Nehmen und Geben zwischen den Menschen.

Um diese Verknüpfung in ihrer Sonderart richtig einzuordnen, muß man sich zunächst klar machen, daß die persönliche, aber an Sachen ausgeübte Aktion von Mensch auf Mensch, wie sie etwa im Raub oder im Geschenk, den primitiven Formen des Besitzwechsels, liegt, sich zum Tausch im objektiven Sinne des Wortes entwickelt. Der Tausch ist die Sachwerdung der Wechselwirksamkeit zwischen Menschen. Indem der eine eine Sache gibt und der andre eine Sache zurückgibt, welche denselben Wert hat, hat sich die Seelenhaftigkeit der Beziehungen zwischen den Menschen in Gegenstände hinausverlegt, und diese Versachlichung der Beziehung, das Hineinwachsen ihrer in die Dinge, welche hin und her wandern, wird so vollkommen, daß in der ausgebildeten Wirtschaft überhaupt jene persönliche Wechselwirkung ganz und gar zurücktritt und die Waren ein Eigenleben gewonnen haben, daß die Beziehungen und die Wertausgleichungen zwischen ihnen gleichsam automatisch, bloß rechnerisch stattfinden, und die Menschen nur noch als die Exekutoren der in den Waren selbst gelegenen Tendenzen zur Verschiebung und Ausgleichung auftreten. Es wird objektiv Gleiches gegen objektiv Gleiches gegeben, und der Mensch selbst, obgleich er selbstverständlich um seines Interesses willen den Prozeß vollzieht, ist eigentlich gleichgültig. Die Beziehung der Menschen ist Beziehung der Gegenstände geworden. Die Dankbarkeit nun entsteht gleichfalls aus und in der Wechselwirkung zwischen Menschen und zwar nach innen hin ebenso, wie nach außen hin jene Beziehung der Dinge daraus erwachsen ist. Sie ist das subjektive Residuum des Aktes des Empfangens oder auch des Hingebens. Wie mit dem Tausch der Dinge die Wechselwirkung in die objektive Ausgleichung, in die Bewegungen der „Ware“ hinaustritt, so sinkt mit der Dankbarkeit das Geschehen zwischen Mensch und

Mensch in seinen Folgen, in seiner subjektiven Bedeutung, in seinem seelischen Echo herunter in die Seele. Sie ist gleichsam das moralische Gedächtnis der Menschheit, eine Brücke, welche die Seele immer wieder vorfindet, um bei der leisesten Anregung, welche sonst vielleicht nicht genügen würde, eine neue Brücke zu schlagen, über sie hin sich dem andern zu nähern. Alle Vergesellschaftung, jenseits ihres ersten Ursprunges, beruht auf der Weiterwirkung der Beziehungen über den Moment ihres Entstehens hinaus. Mag Liebe oder Gewinnsucht, Gehorsam oder Haß, Geselligkeitstrieb oder Herrschsucht, eine Handlung von Mensch zu Mensch aus sich hervorgehen lassen: die schöpferische Stimmung pflegt sich in der Handlung nicht zu erschöpfen, sondern irgendwie in der durch sie geschaffenen soziologischen Situation weiterzuleben. Die Dankbarkeit ist ein solches Weiterbestehen im entschiedensten Sinne, ein ideelles Fortleben einer Beziehung, auch nachdem sie etwa längst abgebrochen und der Aktus des Gebens und Empfangens längst abgeschlossen ist.

Obgleich die Dankbarkeit ein rein personaler oder, wenn man will, lyrischer Affekt ist, so wird sie, durch ihr tausendfaches Hin- und Herweben innerhalb der Gesellschaft, zu einem ihrer stärksten Bindemittel; sie ist der fruchtbare Gefühlsboden, aus dem nicht nur eigne Aktionen von einem zum andern hin erwachsen, sondern durch dessen fundamentales, wenn auch oft unbewußtes und in unzählige andre Motivierungen versponnenes Dasein unserm Handeln eine Modifikation oder Intensität zuwächst, ein Verbundensein mit dem Früheren, ein Hineingeben der Persönlichkeit, eine Kontinuität des Wechsellebens. Würde mit einem Schlage jede auf frühere Aktionen hin den Seelen verbliebene Dankreaktion ausgetilgt, so würde die Gesellschaft, mindestens wie wir sie kennen, auseinanderfallen.

Kann man fast alle äußerlich-innerlichen verbindenden Motive zwischen Individuen daraufhin ansehen, inwieweit sie den Tausch tragen, der die Gesellschaft zum großen Teil bildet, nicht nur die schon gebildete zusammenhält — so ist also die Dankbarkeit jenes Motiv, das die Erwiderung der Wohltat von innen heraus bewirkt, wo von äußerer Notwendigkeit nicht die Rede ist. Und die Wohltat ist nicht nur ein dingliches Geben von Person zu Person, sondern wir danken dem Künstler und dem Dichter, der uns nicht kennt, und diese Tatsache schafft unzählige, ideelle und konkrete, lockere und feste Verbindungen zwischen denen, die solche Dankbarkeit gegen den gleichen Geber erfüllt; ja nicht nur für das, was jemand überhaupt tut, danken wir ihm, sondern nur mit dem gleichen Begriff kann man das Gefühl bezeichnen, mit dem wir oft auf die bloße Existenz von Persönlichkeiten reagieren: wir sind ihnen dankbar, bloß weil sie da sind, weil wir sie erleben. Die feinsten und festesten Beziehungen knüpfen sich oft an dieses, von allem einzelnen Empfangen unabhängige Gefühl, das gerade unsre ganze Persönlichkeit dem andern wie aus einer Dankespflicht darbringt, wie sie auch dem Ganzen *seiner* Persönlichkeit gilt.

Der konkrete Inhalt der Dankbarkeit nun, d. h. der Erwiderungen, zu denen sie uns veranlaßt, gibt Modifikationen der Wechselwirkung Raum, deren Zartheit nicht ihre Bedeutung für die Struktur unsrer Beziehungen hindert. Einen außerordentlichen Nüancenreichtum erfährt die Innerlichkeit dieser letzteren, wenn eine erhaltene Gabe der seelischen Sachlage nach nur mit einer der Art nach andern Gegengabe erwidert werden

kann. So gibt der eine vielleicht das dem andern, was man Geist nennt, intellektuelle Werte — und der andre zeigt seine Dankbarkeit darin, daß er Gemütswerte zurückgibt; oder er bietet einen ästhetischen oder sonstigen Reiz seiner Persönlichkeit dem andern dar, der die stärkere Natur ist und jenem daher gleichsam Willen infundiert, ihn mit Festigkeit und Entschließungskraft ausstattet. Nun gibt es wahrscheinlich keine Wechselwirkung, in der das Hin und Her, das Geben und Nehmen sich auf dem genau gleichen Gebiet hielte. Allein die Fälle, die ich hier erwähnt habe, sind die extremen Steigerungen dieser unvermeidlichen Verschiedenheit von Gabe und Gegengabe im Verhältnis der Menschen, und wo sie sehr entschieden und mit betontem Bewußtsein der Verschiedenheit auftreten, bilden sie ein ethisch wie theoretisch gleichmäßig schwieriges Problem dessen, was man die innere Soziologie nennen könnte. Vielfach nämlich hat es einen Ton von leiser innerer Unangemessenheit, daß der eine dem andern seine intellektuellen Schätze darbietet, ohne etwa sein Gemüt besonders in das Verhältnis hineinzuengagieren, während der andre dafür nichts zu geben weiß als Liebe: all solche Fälle haben etwas Fatales für das Gefühl, weil sie irgendwie an Kauf erinnern. Es ist der Unterschied zwischen Tausch im allgemeinen und Kauf, daß bei dem Begriff des Kaufes betont wird, daß der tatsächlich vor sich gehende Tausch zwei ganz heterogene Dinge betrifft, welche eben nur durch den gemeinsamen Geldwert zusammengehalten und vergleichbar werden. Also wenn eine Handarbeit etwa in früheren Zeiten, wo noch kein Metallgeld verbreitet war, mit einer Kuh oder Ziege erkauft wurde, so waren das völlig heterogene Dinge, die aber durch den gemeinsam in beiden steckenden ökonomischen, abstrakt-allgemeinen Wert zusammengehalten und tauschbar wurden. In der modernen Geldwirtschaft ist diese Heterogeneität auf den Gipfel getrieben. Denn das Geld ist, weil es das Allgemeine an allen vertauschbaren Gegenständen darstellt, nicht imstande, das Individuelle an ihnen auszudrücken; und daher kommt über die Gegenstände, insoweit sie als verkäuflich figurieren, ein Ton von Deklassierung, von Herabsetzung des Individuellen an ihnen auf das Allgemeine, das diesem Dinge mit allen andern, gleichfalls verkäuflichen, und vor allen Dingen mit dem Gelde selbst gemeinsam ist. Etwas von solcher prinzipiellen Heterogeneität findet in den Fällen statt, die ich erwähnte, wo zwei Menschen sich gegenseitig gewisse Güter ihrer Innerlichkeit darbieten, wo die Dankbarkeit für die eine Gabe sich gleichsam in einer ganz andern Münze realisiert und damit in den Tausch etwas von dem Charakter des Kaufes bekommt, der hier von vornherein unangemessen ist. Man kauft die Liebe mit dem, was man an Geist gibt. Man kauft den Reiz eines Menschen, den man genießen will, durch die überlegene Suggestionskraft und Willensenergie, welche er entweder über sich fühlen will oder welche er sich einflößen lassen will. Das Gefühl einer gewissen Inadäquatheit oder Unwürdigkeit kommt hier indes nur auf, wenn die gegenseitigen Darbietungen als losgelöste *Objekte*, die man vertauscht, wirken, wenn die gegenseitige Dankbarkeit nur die Wohltat, sozusagen nur den ausgetauschten Inhalt, selbst betrifft. Allein der Mensch ist doch, insbesondere in den Verhältnissen, die hier in Frage kommen, nicht der Kaufmann seiner selbst. Seine Qualitäten, die von ihm ausströmenden Kräfte und Funktionen liegen doch nicht nur vor ihm, wie die Waren auf dem Ladentisch, sondern es kommt darauf an, sich dahin durchzufühlen, daß der Mensch, auch wenn er nur ein Einzelnes gibt,

nur eine Seite seiner Persönlichkeit darbietet, in dieser einen Seite doch vollkommen enthalten sein kann, seine Persönlichkeit in der Form dieser einzelnen Energie dennoch ganz geben kann. Jene Unverhältnismäßigkeit tritt nur ein, wo die Differenzierung innerhalb des Verhältnisses so vorgeschritten ist, daß, was der eine dem andern gibt, sich von der Gesamtheit seiner Persönlichkeit gelöst hat. Wo dies indes nicht geschehen ist, entsteht gerade hier ein wundervoll reiner Fall der sonst nicht sehr häufigen Kombination, daß die Dankbarkeit die Reaktion auf die Wohltat und auf den Wohltäter gleichmäßig in sich schließt. In der scheinbar objektiven Erwiderung, die nur der Gabe gilt und die in einer andern Gabe besteht, ist es nun durch jene merkwürdige Plastizität der Seele möglich, die Ganzheit der Subjektivität des einen wie des andern sowohl hinzugeben wie hinzunehmen.

Der tiefste Fall dieser Art liegt vor, wenn die innere Gesamtstimmung, die auf den andern in der besonderen, Dankbarkeit genannten Weise eingestellt ist, nicht gleichsam nur eine Verbreiterung der eigentlich bestimmt umschriebenen Dankesreaktion auf das Ganze der Seele ist; sondern wenn, was wir von einem andern an Gutem und Dankenswertem erfahren, nur wie eine Gelegenheitsursache ist, in der ein in der inneren Beschaffenheit der Seele vorbestimmtes Verhältnis zu jenem nur verwirklicht wird. Hier greift das, was wir Dankbarkeit nennen und was dieser Stimmung gleichsam nur von einer einzelnen Erweisung her den Namen gegeben hat, sehr tief herunter unter die gewöhnliche, dem Objekt geltende Form des Dankes. Man kann sagen, daß er hier im tiefsten überhaupt nicht darin besteht, daß die Gabe erwidert wird, sondern in dem Bewußtsein, daß man sie nicht erwidern könne, daß hier etwas vorliegt, was die Seele des Empfangenden wie in einen gewissen Dauerzustand der anderen gegenüber versetzt, eine Ahnung der inneren Unendlichkeit eines Verhältnisses zum Bewußtsein bringt, das durch keine endliche Betätigung vollkommen erschöpft oder verwirklicht werden kann.

Dies berührt sich mit einer andern tiefgelegenen Inkommensurabilität, die den unter der Kategorie der Dankbarkeit verlaufenden Beziehungen durchaus wesentlich ist. Wo wir von einem andern Dankenswertes erfahren haben, wo dieser „vorgeleistet" hat, können wir mit keiner Gegengabe oder Gegenleistung — obgleich eine solche rechtlich und objektiv die erste überwiegen mag — dies vollkommen erwidern, weil in der ersten Leistung eine Freiwilligkeit liegt, die bei der Gegenleistung nicht mehr vorhanden ist. Denn zu ihr sind wir schon moralisch verpflichtet, zu ihr wirkt der Zwang, der zwar nicht sozial juristisch, sondern moralisch, aber immerhin ein Zwang ist. Die erste, aus der vollen Spontanität der Seele quellende Erweisung hat eine Freiheit, die der Pflicht — auch der Pflicht der Dankbarkeit — mangelt. Diesen Charakter der Pflicht hat Kant mit dem Gewaltstreich hinwegdekretiert, daß Pflichterfüllung und Freiheit identisch seien. Er hat dabei die negative Seite der Freiheit mit der positiven verwechselt. Die Pflicht, die wir ideell über uns fühlen, sind wir scheinbar frei zu erfüllen oder nicht zu erfüllen. In Wirklichkeit geschieht nur das letztere aus völliger Freiheit — die Erfüllung aber erfolgt aus einem seelischen Imperativ heraus, aus jenem Zwang, der das innere Aequivalent des rechtlichen Zwanges der Gesellschaft ist. Die volle Freiheit liegt nur auf der Seite des Lassens, nicht auf der des Tuns, zu dem ich dadurch, daß es Pflicht ist, veranlaßt bin — wie ich zur

Erwiderung einer Gabe eben dadurch veranlaßt bin, daß ich sie empfangen habe. Nur wenn wir sie vorleisten, sind wir frei, und das ist der Grund, weshalb in der ersten, durch keinen Dank veranlaßten Darbietung eine Schönheit, eine spontane Hingebung, ein Aufquellen und Hinblühen zum andern gewissermaßen aus dem virgin soil der Seele liegt, das durch keine inhaltlich noch so überwiegende Gabe ausgeglichen werden kann. Hier bleibt ein Rest, der sich in dem — in bezug auf den konkreten Inhalt des Erweisens oft ungerechtfertigt scheinenden — Gefühl ausdrückt, daß wir eine Gabe überhaupt nicht erwidern *können*; denn in ihr lebt eine Freiheit, die die Gegengabe, eben weil sie Gegengabe ist, nicht besitzen kann. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb manche Menschen ungern etwas annehmen, und es möglichst vermeiden, beschenkt zu werden. Drehte sich die Wohltat und die Dankbarkeit einfach um das Objekt, so wäre dies unverständlich, weil man dann mit der Revanche alles ausgleichen, die innere Bindung völlig lösen könnte. In Wirklichkeit aber wirkt bei jenen vielleicht eben der Instinkt, daß die Gegengabe das entscheidende, das Freiheitsmoment der ersten Gabe nicht enthalten kann und man sich deshalb mit der Annahme dieser in eine nicht zu solvierende Verpflichtung begibt. Daß dies in der Regel Menschen von starkem Unabhängigkeits- und Individualitätstrieb sind, weist darauf hin, daß die Situation der Dankbarkeit leicht einen Ton von nicht lösbarer Bindung mit sich bringt, daß sie ein moralischer character indelebilis ist. Haben wir erst einmal eine Leistung, ein Opfer, eine Wohltat angenommen, so kann daraus jene nie völlig auslöschbare Beziehung entstehen, weil die Dankbarkeit vielleicht der einzige Gefühlszustand ist, der unter allen Umständen sittlich gefordert und geleistet werden kann. Wenn unsre innere Wirklichkeit von sich aus oder als Antwort auf eine äußere, es uns unmöglich gemacht hat, weiter zu lieben, weiter zu verehren, weiter zu schätzen — ästhetisch, ethisch, intellektuell —: *dankbar* können wir immer noch dem sein, der einmal unsern Dank verdient hat. Dieser Forderung ist die Seele unbedingt bildsam oder könnte es sein; so daß vielleicht keiner anderen Verfehlung des Gefühls gegenüber ein Urteil ohne mildernde Umstände so angebracht ist, wie der Undankbarkeit gegenüber. Selbst die innerliche Treue hat nicht die gleiche Unnachlaßlichkeit. Es gibt Verhältnisse, die sozusagen von vornherein nur mit einem bestimmten Kapital an Gefühlen wirtschaften und deren Anlage es unvermeidlich mit sich bringt, dieses allmählich aufzubrauchen, so daß ihr Aufhören keine eigentliche Treulosigkeit involviert. Nur freilich, daß sie in ihren Anfangsstadien oft von den andern nicht zu unterscheiden sind, die — um im Gleichnis zu bleiben — von den Zinsen leben und in der alle Leidenschaftlichkeit und Reservelosigkeit des Gebens nicht an dem Grundstock zehrt. Es gehört leider zu den häufigsten Irrungen der Menschen, für Zinsen zu halten, was Kapital ist, und darum eine Beziehung so anzulegen, daß ihr Bruch zu einer Treulosigkeit wird. Aber diese ist dann nicht eine Verfehlung aus der Freiheit der Seele heraus, sondern die logische Entwicklung eines von vornherein mit irrigen Faktoren rechnenden Schicksals. Und nicht vermeidlicher erscheint die Untreue, wo nicht die sich offenbarende Täuschung des Bewußtseins, sondern ein tatsächliches Anderswerden der Individuen die Voraussetzungen ihrer Beziehung umgestaltet. Vielleicht entspringt mit die größte Tragik menschlicher Verhältnisse aus der gar nicht zu rationalisierenden und fortwährend sich verschiebenden Mischung der stabilen

und der variablen Elemente unsrer Natur. Wenn wir uns mit der Ganzheit unsres Wesens in eine bindende Beziehung hineinbegeben haben, so bleiben wir vielleicht mit gewissen Seiten, mit den mehr nach außen gewandten, aber auch mit manchen rein innerlichen, in der gleichen Stimmung und Neigung; andere aber entwickeln sich zu ganz neuen Interessen, Zielen, Vermögen, die schließlich unser Wesen als Ganzes in neue Richtungen werfen. Damit wenden sie uns von jenen Verhältnissen ab — womit natürlich nur die reine Innerlichkeit, nicht äußere Pflichterfüllung, gemeint ist —, mit einer Treulosigkeit, die weder ganz schuldlos ist, weil doch noch manches Band nach jenen hin besteht, das nun zerrissen sein muß, noch ganz schuldig, weil wir nicht mehr dieselben sind, die in das Verhältnis eintraten; das Subjekt ist verschwunden, dem man die Treulosigkeit imputieren könnte. Eine solche Entlastung von der inneren Wesenheit her, wie diese, tritt für unser Gefühl nicht ein, wenn unser Dankbarkeitsgefühl erlischt. Dieses scheint in einem Punkte in uns zu wohnen, der sich nicht wandeln darf, für den wir Beständigkeit mit größerem Rechte fordern, als für leidenschaftlichere und selbst tiefere Gefühle. Dies eigentümlich Unlösbare der Dankbarkeit, das selbst bei der Erwiderung mit gleicher oder größerer Gegengabe einen Rest läßt, ihn auch auf beiden Seiten eines Verhältnisses lassen kann — vielleicht eben zurückgehend auf jene Freiheit der Gabe, die der nun sittlich notwendigen Gegengabe fehlt —, dies läßt die Dankbarkeit als ein ebenso feines wie festes Band zwischen den Menschen erscheinen. In jedem irgendwie dauernden Verhältnis erwachsen tausend Dankgelegenheiten, von denen auch die flüchtigsten ihren Beitrag zu der gegenseitigen Bindung nicht verloren gehen lassen. Es entsteht aus ihrer Summierung, in den guten Fällen, aber manchmal auch in solchen, die mit Gegeninstanzen reichlich ausgestattet sind — die Stimmung eines allgemeinen Verpflichtetseins (mit Recht behauptet man, dem andern für etwas Dankenswertes „verbunden“ zu sein), die keiner Lösung durch irgendwelche einzelnen Leistungen fähig ist; sie gehört zu jenen gleichsam mikroskopischen, aber unendlich zähen Fäden, die ein Element der Gesellschaft an das andere und dadurch schließlich alle zu einem formfesten Gesamtleben aneinanderhalten.

# Die Befreiung des Individuums.

Von Universitäts-Professor K. Brandi, Göttingen.

Auch die Völker haben ihre Jugend; unser Mittelalter mit seinen Ahnungen und unbestimmten Erwartungen, dem Gefühlsmäßigen seiner Lebensäußerungen und der Enge seiner Interessen ist ein Jugendalter. Es lernt von Greisen, von den Ueberlebenden einer vergangenen Kultur; es lernt die Nichtigkeit alles Irdischen und die Unfreiheit und Gebundenheit des Menschen; so schwankt seine Jugend zwischen zügelloser Begehrlichkeit und grenzenloser Hingebung, sich selbst unbewußt, Eigenes triebhaft und Fremdes gläubig hinnehmend.

Langsam nur hebt sich der Schleier, öffnen sich die Augen der Erkenntnis. Das Erste und Größte ist die Entdeckung der eignen Seele, das bewußte Dasein, der bewußte Wille, die bewußte Eroberung der Welt. Ein großes Erwachen wie aus Träumen. Andere Augen lesen in der Welt, in den Menschen, in den Büchern. Es ist eine Wiedergeburt der Seele, eine Renaissance, der Gewinn eines neuen Lebens aus den alten Quellen, denen man sich immer unbefangener und freier hingibt.

Bei dem ganzen großen Hergang gehen einzelne voran, einzelne folgen; die große Menge

bleibt noch durch Jahrhunderte zurück. Die einzelnen verändern von Grund aus das Lebensgefühl und formen um auch seine Aeußerungen. Sie schaffen neue Ideale der Herrschaft, des Genusses, der Befriedigung; und sie kämpfen darum in inneren und äußeren Nöten. Langsam und in schweren Abwandlungen ändert durch ihre Zahl auch die Masse an den Bedingungen des Daseins; aber die einzelnen allein tragen das, was wir Geschichte nennen, und die Spiegelung der Erlebnisse, die wir Kunst nennen. In den Werken der einzelnen liegt uns die Geschichte aufgeschlagen, und wir lesen darin auch von den Wandlungen ihrer Seele.

„Es gehen die Menschen zu bewundern die Höhen der Berge und die mächtigen Wellen des Meeres und das breite Fluten der Ströme und die Weite des Ozeans und die Bahnen der Gestirne — sich selbst aber lassen sie außer acht" — so fand es Francesco Petrarca geschrieben in den Bekenntnissen des Augustinus, da er bei einer bis dahin unerhörten Bergbesteigung nach einem Ausdruck suchte für die Größe seiner Stimmung. Er stutzte über der unerhörten Weisheit, daß alle Herrlichkeiten dieser Welt nichts seien vor der „Erhabenheit des menschlichen Geistes" — nicht ahnend, wie anders der große Kirchenvater jene Erkenntnis gemeint hatte. „Nichts will ich sein in mir, und nur in dir noch leben." Dieser Römer hatte die bedeutendste Vorstellung von der Nichtigkeit, Unfreiheit und Gebundenheit des Menschen.

Der Dichter Petrarca aber erfüllte sich ganz mit dem Glauben an die Herrlichkeit des Menschen, dessen geheime Herzensnöte er in ungezählten Seufzern mitempfunden; es ist, als sei ihm gerade vor der Größe der Natur ein neues Gefühl der Persönlichkeit bewußt geworden; er ging hin, davon zu künden. Und er fand viele, die auf ihn hörten. An ausgeprägten Persönlichkeiten war längst kein Mangel. Daß Italien daran dem übrigen Abendland voraus war, lag wohl an der Gestaltung des politischen Lebens, das ähnlich wie in der antiken Polis der Persönlichkeit wieder den Rahmen des engen und zugleich beziehungsreichen Daseins der Stadtgemeinde darbot; vielleicht auch daran, daß hier niemals der Handel und der freie Verkehr mit den alten Kulturen des Ostens aufgehört hatte. Unter Führung des Dichters erkennt und mißt sie sich an der innerlich verwandten Literatur des Altertums. Aus der Vergangenheit tauchen die klassischen Helden und Berühmtheiten auf, bestimmen bald die neuen Lebenswerte und laden ein zur Selbstdarstellung und zum Streben nach dem Ruhm.

Nun fügte es sich, daß die Künstler, die nicht anders als die Literaten von den Resten des antiken Formenschatzes lebten, mit demselben Verständnis den Menschen auch wieder zum Mittelpunkt des künstlerischen Schaffens machten. Auch sie begannen bewußt nach Maß und Gleichgewicht des Menschen die Dinge zu gestalten, und auch ihre Sehnsucht galt dem Bilde des vollendeten Menschen. Hundert Jahre nach jenem Brief des Petrarca bemerkte Leone Battista Alberti in seinem Buche von der Malerei: „Ich pflege meinen Freunden zu sagen, jener Narcissus, der sein Ebenbild im Wasser sah und vor der Schönheit seines Bildes erbebte, sei der eigentliche Erfinder der Malerei." So wird auch hier der Zusammenhang mit der Erotik geahnt, doch bald mit Hilfe platonischer Ideen die Steigerung in das Religiöse versucht durch die Lehre von dem Grunde der Liebe und der Schönheit. Die jugendliche Erkenntnis deutete sich auf ihre Art die alten Lehren. Die Theosophen von Florenz entwickelten wieder jene uralten Kosmogonien, nach denen die sinnlichen und übersinnlichen Dinge um den Menschen als die Krone der Schöpfung kreisen. Der junge Graf Pico della Mirandola gab den Ahnungen seiner Freunde den höchsten Ausdruck in der Festrede von der „Würde des Menschen" (1468), darin er Gott zu Adam sprechen ließ: „Ich habe dich weder himmlisch noch irdisch gemacht, weder sterblich noch unsterblich, damit du dein eigener Bildner und Erzieher seiest, zu welchem Bild und Wesen du willst. Du kannst zum Tier entarten — du kannst aufsteigen zu Gott."

So befand man sich auf dem Gegenpol zu Augustinus, dem Vater der frühmittelalterlichen Weltanschauung. Die selbstherrliche Befreiung und Gestaltung des Individuums aber, der man sich in diesen Jahrhunderten zuerst in Italien unterfing, erscheint nur als Grundzug im Zusammenhang höchst mannigfaltiger und denkwürdiger universalhistorischer Verschiebungen und Neubildungen, von denen nun die Rede sein soll.

# Jeanne d'Arc. Von Anatole France.

## I.

Die Visionäre, die eine göttliche Sendung zu haben glauben, unterscheiden sich von anderen „Erleuchteten" durch eigentümliche Merkmale. Studiert man diese Art Mystiker, vergleicht man sie untereinander, so bemerkt man immer, daß sie mannigfache, bis auf unbedeutende Einzelheiten sich erstreckende, gemeinsame Züge aufweisen, daß sie sich gegenseitig in Reden und Handlungen wiederholen, und wundert sich wohl angesichts dieser starren, geheimnisvollen Gesetzmäßigkeit, wie mechanisch und einförmig der menschliche Organismus arbeitet. Zu dieser Klasse von religiösen Schwärmern gehört auch Jeanne d'Arc, und es ist interessant, sie unter diesem Gesichtspunkt mit der heiligen Katharina von Siena, mit Yves Nicolasic, dem Bauer von Kernanna, mit Suzette Labrousse, der Inspirierten der konstitutionellen Kirche, und anderen derartigen Hellsehern und Hellseherinnen zu vergleichen, die alle eine Familienähnlichkeit haben. Drei Visionäre besonders sind nahe Geistesverwandte Jeannes. Der erste der Zeit nach ist ein Hintersasse aus der Champagne, der den Auftrag hatte, mit dem König Jean zu reden. Ueber diesen heiligen Mann habe ich in dem vorliegenden Buche ausführlich gesprochen. Der zweite ist ein Hufschmied aus Salon, der die Sendung empfangen hatte, mit Ludwig XIV. zu reden; der dritte, ein Bauer aus Gallardon, namens Martin, hatte eine Sendung an Ludwig XVIII. Dieser Hufschmied und dieser Landmann, die alle beide Erscheinungen hatten, beglaubigten ihre göttliche Sendung beim Könige mit einem Zeichen. Die Aehnlichkeiten, die, trotz der Verschiedenheit des Geschlechts, diese drei Männer mit Jeanne d'Arc gemein haben, sind wichtige, wesentliche; die Unterschiede dagegen, die sie beim ersten Anblick von Jeanne d'Arc zu trennen scheinen, sind ästhetischer, sozialer, historischer Natur, also rein äußerlich und zufällig. Allerdings besteht zwischen ihnen und ihr ein Kontrast hinsichtlich ihres Auftretens und ihres Schicksals: Sie waren ungeschlachte Gesellen, Jeanne d'Arc eine reizvolle Erscheinung; sie scheiterten kläglich, während die Jungfrau von Orleans Sieg und Ruhm gewann. Aber es ist die Eigenheit des wissenschaftlichen Forschungsgeistes, daß er in dem schönsten Menschen und der elendesten Mißgeburt derselben Gattung die gleichartigen Merkmale, die auf gemeinsamen Ursprung hinweisen, zu entdecken vermag.

In unserer Gegenwart leugnen die Freidenker, die ja meistens dem Spiritualismus huldigen, bei Jeanne nicht nur den Automatismus, der die Handlungen solcher Hellseherinnen bestimmt, nicht nur die Beeinflussung durch beständige Halluzinationen, sondern sogar die religiösen Suggestionen. Nicht gottselige Unschuld und Frömmigkeit, sondern eine von dem Verstande geleitete Begeisterung soll die Triebfeder ihrer Handlungen gewesen sein. Zu dieser Auffassung neigte z. B. der rechtschaffene und gelehrte Quicherat, der, ohne es zu wissen, in die Frömmigkeit der Jungfrau von Orleans viel eklektische Philosophie hineindeutet. Aus dieser Theorie ergaben sich bedenkliche Konsequenzen. Sie verleitete die freigeistigen Geschichtsforscher dazu, die Verstandesgaben dieses kindlichen Mädchens in abgeschmacktester Weise zu übertreiben, ihr gar militärische Talente zuzuschreiben und die naive Wundererscheinung des 15. Jahrhunderts polytechnisch zu deuten. Die katholischen Historiker unsrer Zeit halten sich besser an die Natur

und die Wahrheit, wenn sie die Jungfrau von Orleans für eine Heilige erklären. Leider hat sich aber in der Kirche der Begriff der Heiligkeit seit dem tridentinischen Konzil sehr versüßlicht und haben auch die orthodoxen Geschichtsschreiber keine Lust den Wandlungen der katholischen Kirche durch die Jahrhunderte hindurch nachzuforschen. Daher erscheint sie in ihren Darstellungen als eine Verklärte, wie die modernen Katholiken sich die Heiligen vorzustellen lieben.

Wollte man sich das sonderbarste, von der Wahrheit am weitesten entfernte Bild der Jungfrau von Orleans aussuchen, so würde man schwanken zwischen der modern-katholischen, Wunder tuenden Beschützerin des christlichen Frankreich, Schutzherrin der Offiziere und Unteroffiziere, unnachahmlichem Vorbilde der Kadetten von Saint-Cyr, und der romantischen Druidin, der gottbegeisterten Nationalgardistin, der patriotischen Kanonierin der Republikaner, — würde schwanken, wenn sich nicht ein Jesuitenpater gefunden hätte, der uns eine ultramontane Jeanne d'Arc geschenkt hat. Jeannes Aufrichtigkeit habe ich nicht in Zweifel gezogen. Man kann sie nicht der Lüge zeihen: Sie lebte des festen Glaubens, daß ihre „Stimmen" sie mit einer göttlichen Sendung betrauten. Schwerer zu lösen ist die Frage, ob sie nicht, ohne daß sie es merkte und wußte, fremder Leitung gehorchte. Was uns über sie vor ihrer Ankunft in Chinon berichtet wird, ist ja recht wenig, aber man darf glauben, daß sie gewisse Einwirkungen erfahren hatte, die bei allen Visionären vorkommen: Immer leitet sie ein Berater, den man nicht sieht. Dies muß auch bei Jeanne der Fall gewesen sein. Man hörte sie in Vaucouleurs sagen, das Königreich sei eine „Commende" des Dauphins, ein Ausdruck, den sie gewiß nicht in ihrem Dorfe gehört hatte. Auch wiederholte sie oft eine Prophezeiung, die sie nicht erfunden hatte und die offenbar speziell für sie erdacht worden war.

Sie muß mit den Priestern Verkehr gehabt haben, die dem Dauphin Karl treu geblieben waren und vor allen Dingen das Ende des Krieges herbeiwünschten. Die Abteien waren niedergebrannt, die Kirchen ausgeplündert, der Gottesdienst eingestellt. Diese frommen Leute, die sich nach dem Frieden sehnten, hatten gesehen, daß der Vertrag von Troyes ihn nicht herbeiführen konnte, und erwarteten ihn nur noch von der Vertreibung der Engländer. Und seltsam, außergewöhnlich und gleichsam geistlich und religiös war an der jungen Bäuerin nicht etwa, daß sie sich berufen glaubte, auf ritterlichen Kriegszügen das Land zu durchstreifen, sondern daß sie „in ihrem Erbarmen" die nahe Beendigung des Krieges durch den Sieg und die Krönung des Königs verkündete, zu einer Zeit, wo der Adel beider Länder und die Kriegsleute beider Parteien keine Ahnung und kein Verlangen hatten, daß der Krieg je ein Ende nehmen möchte.

Etwas Außergewöhnliches, Erstaunliches, Großartiges war ja die Sendung, die sie von dem Engel empfangen zu haben glaubte und der sie ihr Leben geweiht hatte; aber sie ging doch nicht über das hinaus, was manche Heilige zur Regelung menschlicher Angelegenheiten zu wagen pflegten. Jeanne d'Arc lebte zu der Zeit, wo es mit der Blüte des Katholizismus zu Ende ging, wo die Heiligkeit, die sich gern mit allerlei Absonderlichkeiten, Illusionen und Narreteien verband, noch eine machtvolle Herrschaft auf die Gemüter ausübte. Und welcher Wunder war sie denn nicht fähig, wenn sie durch die Kraft des Herzens und durch die Gnadengaben des Geistes wirkte? Vom 13.

bis zum 15. Jahrhundert vollbrachten die Diener Gottes wunderbare Leistungen. Von frommer Wut getrieben rottet der heilige Dominicus mit Feuer und Schwert die Ketzerei aus; der heilige Franz von Assisi bringt vorübergehend die Armut zu Ehren; der heilige Antonius von Padua verteidigt die Handwerker und Kaufleute gegen die Grausamkeit des Adels und der Bischöfe; die heilige Katharina bringt den Papst nach Rom zurück. War es also einem heiligen Mädchen unmöglich, mit Gottes Hilfe in dem unglücklichen Frankreich das von unserm Herrgott selber eingesetzte Königtum wiederherzustellen und den neuen, dem Tode entronnenen Joas, damit dem heiligen Volke Rettung würde, krönen zu lassen?

So faßten 1428 die gottesfürchtigen Franzosen die Sendung der Jungfrau von Orleans auf. Sie gab sich für ein frommes, von Gott inspiriertes Mädchen aus. Indem sie ankündigte, sie habe von dem heiligen Michael Offenbarungen über den Krieg empfangen, flößte sie den Armagnacschen Kriegsleuten und den Bürgern von Orleans ebenso viel Vertrauen ein, wie im Winter 1871 bei den Mobilen des Loiredepartements ein republikanischer Ingenieur finden konnte, der ein rauchloses Pulver oder eine vervollkommnete Kanone erfunden hatte. Was man 1871 der Wissenschaft, das traute man 1428 der Religion zu, und der Bastard von Orleans konnte ebenso einfach auf den Gedanken kommen, Jeanne zu seinen Zwecken zu verwenden, wie Gambetta Freycinets technische Kenntnisse in Anspruch zu nehmen.

Man beachtet nicht genug, daß die französische Partei sie mit großem Geschick vorzuschieben verstand. Die Gelehrten, die sie in Poitiers weitschweifig auf ihre Sittenreinheit und ihre Rechtgläubigkeit prüften, setzten sie dadurch in das rechte Licht. Diese Gelehrten waren keine weltfremden Mönche, sie gehörten vielmehr zu dem Parlament des rechtmäßigen Königs, sie waren verbannte Mitglieder der Universität, Männer, die durch das Unglück des Landes, durch den Krieg und die Revolutionen um ihre Stellen und ihre Habe gekommen waren und Eile hatten, diese Güter wiederzuerlangen, und geleitet wurden sie von dem gescheitesten Manne des Staatsrates, dem Erzbischof Herzog von Reims und Kanzler des Reiches. Durch die lange Dauer und die Feierlichkeit ihrer Verhöre lenkten sie auf Jeanne die Neugierde, das Interesse, die Hoffnung der erstaunten Gemüter.

Die Stadt Orleans hatte zu ihrer Verteidigung Mauern, Gräben, Kanonen, Reisige und Geld. Die Engländer hatten sie weder erstürmen noch einschließen können. Zwischen ihren Schanzen passierten Zufuhren mit Bedeckung und ganze Truppenabteilungen hindurch. Jeanne wurde mit einer schönen Hilfsarmee nach der Stadt entsandt, sie brachte Herden von Rindern, Schafen und Schweinen mit, so daß die Einwohner glaubten, ein Engel des Herrn sei zu ihnen gekommen. Bei den Belagerern dagegen herrschte Mangel an Leuten und an Geld. Sie hatten alle ihre Pferde eingebüßt. Weit entfernt einen neuen Angriff unternehmen zu können, waren sie nicht imstande, sich lange in ihren Schanzen zu halten. Ende April lagen vor Orleans 4000 Engländer oder vielleicht noch weniger, es liefen alle Tage welche davon, truppweise, um in den Dörfern zu plündern. Zu derselben Zeit wurde die Stadt verteidigt von 6000 Reisigen und Schützen und über 3000 Mann bürgerlicher Milizen. Bei Saint-Loup kämpften 1500 Franzosen gegen 400 Engländer, bei Les Tourelles 5000

gegen 400 bis 500. Als sie sich zurückzogen, überließen die „Goddams" die kleinen Garnisonen von Jargeau, Meung und Beaugency ihrem Schicksale. Wie es mit der englischen Armee stand, kann man nach der Schlacht bei Patay beurteilen, die keine Schlacht war, sondern nur ein Schlachten, und bei der Jeanne erst herzukam, als sie nur noch über die Grausamkeit der Sieger seufzen konnte. Nichtsdestoweniger schrieben ihr die Meldungen, die der König an seine getreuen Städte richtete, einen Anteil an dem Siege zu. Der königliche Staatsrat hielt eben das heilige Mädchen für ein gutes Kriegspanier.

Was dachten aber nun über sie im Grunde ihres Herzens diejenigen, die sie zu ihren Zwecken gebrauchten, ein Regnault de Chartres, Robert Le Maçon, Gérard Machet? Sicherlich waren sie nicht imstande, die Ursache zu erkennen, der die Sinnestäuschungen bei Jeanne d'Arc entstammten, und wenn es auch unter der damaligen Geistlichkeit Atheisten gab, so galt doch den meisten unter ihnen eine Erscheinung des Erzengels Michael als nichts Absonderliches, denn damals schien nichts natürlicher als ein Wunder. Aber wer nahebei steht, sieht keine Wunder. Sie hatten das junge Mädchen vor Augen und bemerkten, daß, so fromm und gut sie auch war, sie doch keine übermenschliche Macht besaß.

Während die Kriegsleute und das ganze gemeine Volk sie als eine Abgesandte Gottes, als einen rettenden Engel ansahen, hatten jene guten Herren keinen andern Gedanken als das Vertrauen, das sie einflößte und das sie nicht empfanden, möglichst auszunutzen. Sie sahen, daß sie überaus unwissend war, sie hielten sie auch wohl für weniger intelligent, als sie in Wirklichkeit war, und nahmen sich deshalb vor, sie ganz nach ihrem Sinne zu lenken. Sie müssen bald gemerkt haben, daß sich das nicht immer leicht machen ließ. Sie war eine Heilige; die Heiligen sind störrisch. Was für Beziehungen bestanden in Wirklichkeit zwischen dem Staatrat und der Jungfrau von Orleans? Wir wissen es nicht und dieser Punkt wird niemals aufgeklärt werden. Die Richter von Rouen aber glaubten zu wissen, daß sie Briefe vom heiligen Michael empfange. Jedenfalls ist es möglich, daß man ihre Einfalt mißbraucht hat. Wir haben Gründe, anzunehmen, daß ihr der Marsch nach Reims nicht in Frankreich eingegeben wurde, aber es steht fest, daß der Kanzler des Reiches, Messire Regnault de Chartres, Erzbischof von Reims, großes Verlangen trug, auf den Thron des heiligen Remigius wieder eingesetzt zu werden und in den Besitz seiner Pfründen zu gelangen.

Im Grunde genommen war dieser Krönungsfeldzug nur eine Reihe von Unterhandlungen, denen mit Lanzen Nachdruck verliehen wurde. Es galt, den getreuen Städten einen frommen und friedfertigen König zu zeigen. Hätte man Lust gehabt, sich zu schlagen, so wäre man auf Paris oder nach der Normandie losmarschiert. Fünf oder sechs Zeugen, Hauptleute, Richter, Geistliche und eine brave Witwe bekundeten bei der 1456 angestellten Untersuchung, daß Jeanne kriegskundig gewesen sei. Sie stimmten darin überein, daß sie besser geritten und die Lanze besser gehandhabt hätte als irgend jemand. Ein Berichterstatter teilte mit, daß sie die Armee durch die Länge der Zeit, die sie im Sattel sitzen konnte, in Erstaunen setzte. Diese Vorzüge wird man ihr nicht bestreiten können und ebensowenig den Fleiß und Eifer, den sie, wie Dunois rühmend hervorhebt, vor Troyes bei einer nächtlichen Demonstration zeigte.

Daß aber dieses junge Mädchen sich ausgezeichnet darauf verstanden habe, eine Armee zu konzentrieren und zu leiten und namentlich die Artillerie zu dirigieren, das glaubt man nicht so leicht, und um es glaubhaft zu machen, bedürfte es eines andern Bürgen als des armen Herzogs von Alençon, den niemand für einen vernünftigen Menschen hielt. Was wir oben über den Rehabilitationsprozeß sagten, erklärt solche merkwürdigen Ansichten zur Genüge. Galt es doch für ausgemacht, daß Jeanne ihre militärischen Inspirationen von dem Herrgott empfing, und so trug man kein Bedenken, ihre Kriegskunst übermäßig zu rühmen und in lächerlichster Weise zu übertreiben.

Der Herzog von Alençon bewies indessen noch recht viel Mäßigung, wenn er die Jungfrau von Orleans für eine ausgezeichnete Artilleristin erklärte. Verstieg sich doch schon 1429 ein Humanist von der Partei Karls VII. in schwunghaftem Latein zu der kühnen Behauptung, daß Jeanne an Kriegsruhm Hektor, Alexander, Hannibal und Cäsar erreicht und übertroffen habe:

„Nicht prahle Troja mit seinem Hektor, nicht frohlocke Griechenland mit Alexander, nicht brüste sich Afrika mit Hannibal, Italien mit Cäsar und sämtlichen anderen römischen Feldherren: Gallien, das schon vor Alters reich war an Helden, braucht bloß auf die Jungfrau von Orleans allein hinzuweisen, so müssen die anderen Nationen gestehen, daß es ihnen an Kriegsruhm gleich kommt, ja sie übertrifft!"

Die immer in Gebet und Extase versunkene Jeanne beobachtete nicht den Feind, kannte weder Weg noch Steg, zählte, wenn sie kämpfen wollte, weder die Feinde noch die Ihrigen und fragte weder nach der Höhe der Mauern noch der Breite der Gräben. Heutzutage hört man auch Militärs das taktische Genie Jeanne d'Arcs in Zweifel ziehen. Kannte sie doch nur eine Taktik: ihren Leuten verbieten, den Herrn zu lästern und Dirnen mit sich zu führen; sie glaubte, sie würden dann ihrer Sünden wegen vernichtet werden; wenn sie sich aber im Stande der Gnade befänden, so würde ihnen auch der Sieg zufallen. Darin bestand ihre ganze Kriegswissenschaft, außer daß sie die Gefahr nicht fürchtete. Sie bewies immer den sanftesten und hochsinnigsten Mut und war tapfrer, beständiger, großmütiger als die Männer und mithin berufen, sie zu kommandieren. Und ist es nicht etwas Bewundernswürdiges und Seltenes, so viel Heldenmut mit so viel Unschuld verbunden zu sehen?

---

# Persönlichkeit, Besinnungen.

Von Carl Hauptmann.

## Universal.

Das Universal nennt es Jakob Böhme.

In der Tat ist jedes Leben ursprünglich solch Universal, darinnen alles ruht zur Verblendung und zur Heilung. Jedes Leben ist ursprünglich ein vollkräftig Leben, in dem alles in Einigkeit liegt, was die Kultur in Sonderverrichtungen zerrissen hat.

Einig Denken dachte im ursprünglichen Menschen, der im natürlichen Kreise tätig war, und erfüllte sich in seinem natürlichen Kreise.

Einig Dichten und Träumen träumte und dichtete im ursprünglichen Menschen und umrankte seinen natürlichen Tatenkreis, verband sein Ereignis mit Erde, Sonne und Sternen.

Einig Erkennen, Schauen und Anbeten betete und schaute und erkannte im ursprünglichen Menschen und setzte im religiösen Sinn und Leben den Schluß der großen Einigung des menschlichen Wirkens und Tuns, so daß jedes Menschen natürliches Tun aus tieferen Quellen der Erkenntnis und Anbetung Licht gewann und wuchs.

Jeder trägt heimlich noch immer das Universal.

Aber unsere Pfarrer und Gelehrten und Philosophen und Dichter treiben heute Sondergeschäfte.

O ihr Fachmänner, die ihr hier lebt und dort tut, zersprungen und zerschlagen, wie schöne Schalen in scharfkantige Stücken oder gar in dumpfe Scherben!

## Der Selbstling und die Persönlichkeit.

Den kleinen Unterschied des Wesens, den man Ich nennt, muß man vergessen um der Persönlichkeit willen, die nicht Ich, die Tat und Werk ist.

Selbstlinge betonen ihr Ich.

Wahre Persönlichkeiten suchen mit der nachdrücklichen Kraft des Selbstlings Tat und Werk.

Selbstlinge jagen Launen und Genüssen nach.

Persönlichkeiten der mutigen Darstellung des höchsten menschlichen Gesetzes.

Selbstlinge lassen sich gehen und tuen das Bequeme.

Persönlichkeiten ringen in strenger Obhut ihrer selbst vorwärts und gewinnen in der Tat die Darstellung vollkommener Menschheitsmaße.

## Du Selbst.

Deine Kunst ist deine Feier.

Und deine Feier mußt du leben überall und mit dir tragen unter allen.

Es ist immer Gefahr, wenn du „gemein" wirst und wie jeder.

Deine Feier will gehegt sein hinter dichten Hecken, und wenn du in Wildnissen Blüten brichst und Früchte sammelst, mit harten Gittern und Stacheln gegen allerlei Getier.

Und du bist es selbst: deiner Feier Hecke oder Harnisch, oder deiner Feier priesterlicher Hüter, wenn du nicht Busch und Baum, noch Fels, noch Eisenmann, wenn du nur Geistmann bist, zu schwach, als nur zu Zauberspruch, Talar und Weihen.

So verstehe den dunkel drapierten Stephan George, der um die neuen Wunder seiner Verse sich mystisch weihte. So auch den harten, grauen Fels Schopenhauer, der um die dunklen Nachtblumen seiner „Weisheit vom Leide" ewig hervordräuen mußte gegen alles gemeine Leben um und um.

Du kannst nicht an den Tafeln der Konvention zufrieden sitzen und lachen, in den Salons der Alltäglichreichen eitel deine Feier hinausspreizen, ohne daß nicht die einsamen Gärten und seligen Wildnisse veröden und ihrer Blumen und Früchte Seelen verhauchen.

Du selbst — ein streng ummauernd Leib und Leben.
Deine Feier ein hoch ummauert stilles Heiligtum.
Deine Kunst ist deine Feier.

## Ein Fest.

Wie soll man ein Fest feiern? Soll man in sich einkehren? Oder soll man singen und tanzen und jauchzen?

Ein Fest ist immer ein Trinken an der Quelle der Person.

Aber wann wäre die Zeit da, wo ein jeder einkehren könnte und trinken an seinem eigenen Brunnen? Wo nicht mehr Reiche und Arme wären? Wo nicht mehr die Ungeschmückten und Sklaven der Freudenspenden des Geistes und der Fülle harrten?

## Entwickelung.

Ihr wartet immer auf die Zukunft und glaubt an ein Draußen. Und es ist doch immer in euch und kann nur aus euch genommen werden, was euch heilen kann.

Es ist ein fürchterlicher Popanz: „Entwickelung von der Zeit gebracht und von außen bemessen."

Nie ist Entwickelung. Immer nur Auswickelung.

Enthüllt euch! Dringt durch zu euch! Erringt das letzte Mögliche in euch!

## Meinung.

Der Mensch ist mehr wie die Meinung.

Das ist ein heimliches Gesetz, das wir achten müssen.

Man darf eine Meinung entkräften, aber man darf einen Menschen nicht entwerten um der Meinung willen.

Der Mensch, eine lebendige Person, eine Flamme und ein Brunnen.

Der Weise speit nicht in die Flamme und besudelt nicht den Brunnen.

Es ist eine Sünde wider den heiligen Geist: die Quelle der Persönlichkeit zu trüben.

Der Mensch stehe vor uns, nicht sein Dogma auf einem Papierfetzen: der Mensch mit Irrtümern, der mehr will, als nur irren, der mehr kann, als nur irren.

## Wahres Wissen.

Nur der tausendste Teil des wahren Wissens kann sich mitteilen. Nur immer einen Zipfel des Schleiers kann Wort und Weise lüften.

Wir müssen uns immer wieder auf die Person besinnen, um zur Quelle zu kommen und zur Einstimmung alles Wissensstückwerks mit dem Sinn und Wesen des Lebendigen durchzudringen.

Furchtbar der Irrtum des ausschließlich äußerlichen Weitergebens!

Wunderbar immer wieder, das Entzünden des Persönlichen an der Person, der Flamme an der Flamme.

Es ist die Verblendung unserer Zeit, daß das Wesen und Ereignis der Person erst in Henkeltöpfe gebracht, auf den Markt getragen und verkäuflich sein müsse; daß nur gilt, was marktgängig und gemein werden kann.

Persönlichkeit, das unteilbare, große, stumme Feuer. Die tausend Flammen schlagen hoch und singen und wärmen, und nehmen tausendfache Gestalt an.

Setzt euch darum!

Starrt in die Flammen!

Sinnt und staunt in sie und in euch!

Denn ihr seid es.

## Das Beste.

Jesus sagte zu Judas: „Arme habt ihr allezeit bei euch! Mich aber habt ihr nicht allezeit bei euch!“ Er will sagen: Ihr dient dem Allgemeinen und vergeßt das Beste: die Person.

## Distanz.

Der wahrhaft Schaffende schafft sich persönliche Distanz gegen die herkömmlichen, durchschnittlichen und unpersönlichen Menschenmaße.

Und Ruhm gewinnen heißt, das Recht der persönlichen Distanz vor allem Volke gewinnen, das ist die lebendige Gewährleistung der vollen, geistigen Person.

## Heimliche Unterschiede.

Lichtenberg kennzeichnete einmal in seinen Beobachtungen einen Menschen als „einen nur für ein paar Stationen geschaffenen Mann“. Er kannte die heimlichen Unterschiede der Menschen und ihren heimlichen, letzten Wert.

## Die letzte Sehnsucht.

Nicht der leibhaftige Christus, als Gestalt lebt er. Das ist das Mysterium der göttlichen Person.

Gestalt kann werden: die ganze, weite, sittliche Person in ihrer ergrabenen Gottgeborenheit, wie in Christus.

Oder besondere Erstrahlungen der Person, wie in Rembrandt, Shakespeare, Beethoven, Goethe.

Gestaltsein ist das Wesen der Unsterblichkeit, ist der Gegenstand des wahren Ruhmes. Gestaltwerden die letzte Sehnsucht des Geistes.

# Berliner Kunst-Ausstellungen

Von Hans Rosenhagen.

Der Deutsche hat im letzten Jahrzehnt so viel böse Worte über die Mängel seiner Kultur und so starke Lobsprüche über die Vorzüge der englischen Kultur anhören müssen, daß man ihn fast bedauern möchte. Was sollen alle die schönen Reden helfen? Wir können diese englische Kultur nicht brauchen. Sie steht im Widerspruch zu unserer Existenz, wie sie bis jetzt war, und zu unserem Wesen. Deutschland muß sich erst daran gewöhnen, daß es ein reiches Land geworden ist, daß es Geld jetzt auch für Dinge übrig hat, die das Leben schön und angenehm machen. Aber wer uns rät, solche Dinge aus England zu beziehen oder nach dortigen Vorbildern herzustellen, entbehrt offenbar der Empfindung dafür, daß eine Kultur, die nicht innigste Beziehung hat mit dem Leben, in dessen Dienst man sie stellt, ihren Charakter als Kultur verliert und zur Maskerade wird. Und noch hat der Deutsche zuviel Ehrlichkeit, um sich unter fremder Maske wohlzufühlen. Die Kultur, mit der er jetzt zufrieden ist, mag schlecht, veraltet und sonstwas sein, sie muß aber doch wohl zu ihm passen. Daher soll man ihn ruhig gewähren lassen. Er muß von selbst zu der Ueberzeugung gelangen, daß seine Ansprüche gar zu weit hinter seinen Verhältnissen zurückgeblieben sind, daß seine Kultur die eines Plebejers oder die eines Ahnungslosen ist. Aber wenn er zu dieser Einsicht einmal gelangt, wird er hoffentlich nicht so unvernünftig sein, sich die Kultur der Engländer anzueignen, sondern versuchen, mit der guten, die er im eignen Lande findet, auszukommen und ihre Entwicklung zu fördern.

Wie reich an Meisterwerken der Bildnismalerei würde die deutsche Kunst sein, hätten unsere oberen Zehntausend im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts höhere Kulturbedürfnisse gehabt! Die Leibl, Marées, Victor Müller, Scholderer u. a. sind dahingegangen, ohne ihre Mission in jener Richtung erfüllt zu haben. An die Trübner, Liebermann und Thoma ist man erst herangetreten, als sie zu alt geworden waren, um im Porträt eine sie noch besonders reizende Aufgabe zu sehen. Der einzige deutsche Künstler von Bedeutung, der Bildnisaufträge aus diesem in Ansehung höherer Kultur völlig anspruchslosen Kreise empfangen hat, war Lenbach, dessen Talmikultur von seinen unerfahrenen Bestellern leider für die echte der alten Meister gehalten wurde. Die gegenwärtige Ausstellung im Kunstsalon Keller u. Reiner, veranstaltet zu dessen zehnjährigem Bestehen und ausschließlich Porträts lebender Berliner Persönlichkeiten enthaltend, ist als Dokument für deutsche Kulturzustände außerordentlich lehrreich. Die Anspruchslosigkeit der guten Berliner Gesellschaft gegenüber der Kunst hat fast etwas Rührendes. Die Besteller sind mit den talentlosesten und kläglichsten Machwerken zufrieden, weil ihre Forderungen an den Künstler nur in ganz seltenen Fällen über eine photographische Aehnlichkeit und eine sogenannte „liebenswürdige Auffassung“ hinausgehen. Auf Charakteristik im höheren Sinne und gute malerische Qualität haben sie in der Mehrzahl bis jetzt anscheinend überhaupt wenig Wert gelegt. Kein Maler ist talentlos genug, daß es ihm in Berlin nicht gelingen könnte, mit Hilfe seiner Konnexionen an die hervorragendsten Persönlichkeiten heranzukommen. Der Unbegabte hat hier sogar entschieden bessere Chancen als der Begabte, weil dieser meist im Verdacht steht, der verhaßten „modernen Richtung“ anzugehören. Die Zeiten, da die Träger der größten weltlichen Ehren und der besten Namen nur von den größten und besten Malern gemalt sein wollten, sind eben vollkommen vorüber. Daß das Andenken mancher Herrscher und Tagesgrößen der Vergangenheit nur darum noch lebendig ist, weil ihre Namen mit unsterblichen Schöpfungen der Kunst für ewig verbunden wurden — daran haben nur ganz

wenige von all den wirklichen und eingebildeten Größen gedacht, deren Porträts und Büsten die Räume der Ausstellung bei Keller und Reiner füllen. Sonst wäre der ungeheure Abstand, der hier in den weitaus meisten Fällen zwischen der Stellung, dem Rang und der Bedeutung einzelner Persönlichkeiten und dem künstlerischen Wert ihrer Porträts besteht, nicht zu erklären.

Jede kritische Aeußerung über diese Veranstaltung muß sich gegen die Porträtierten richten, gegen ihr Genügen an so minderwertigen Wiedergaben ihrer Person. Der unerquickliche Eindruck, den man hier im allgemeinen empfängt, wird freilich ein wenig durch das Vergnügen ausgeglichen, daß man die Geschmackshöhe und -tiefe manch her wohlbekannten Persönlichkeiten an ihren ausgestellten Bildnissen wie von einem Thermometer ablesen kann. Dennoch steht man zuweilen vor Unbegreiflichkeiten. Wie ist es z. B. möglich, daß Männer von der Bedeutung eines Althoff, Mommsen, Menzel, Grafen von Haeseler, sich dazu hergeben, einer so unbegabten und stümpernden Dilettantin wie Maria Patacky zu Porträts zu sitzen? Denn, daß diese Machwerke auf Aufträge der Dargestellten hin ausgeführt wurden, scheint doch fast ausgeschlossen. Manchmal fühlt man auch Bedauern, daß etwas versäumt wird. Von einer so entzückenden Erscheinung, wie die deutsche Kronprinzessin, möchte man wohl ein Porträt sehen, das ihrer zarten, pikanten und entschieden malerischen Schönheit gerechter wird als das hier vorhandene, einer übermalten Photographie unheimlich ähnliche von Karl Langhorst. Als der modernste Mann in Berlin präsentiert sich auch bei dieser Gelegenheit der Staatssekretär Dernburg, der sich von einem charaktervollen Künstler, von Slevogt, malen ließ in einer Stellung, die prächtig zu seiner selbstgewissen und draufgängerischen Art paßt. Und das Feinste, was man hier sehen kann, ist ein kleines intimes Porträt von Knaus, Rudolf Lindau darstellend. Seine große Schönheit offenbart sich allerdings in so unscheinbarer Gestalt, daß man Mühe hat, es in diesem Meer von Banalität und minderwertiger Kunst zu entdecken.

Wäre nun eine Kultur, wie sie die Engländer haben, wirklich erstrebenswert? Man hat zufälligerweise gerade jetzt eine Probe davon in Berlin. Die englische Abteilung der International Society of Sculptors, Painters and Gravers hat sämtliche Säle des Kunstsalons Ed. Schulte mit einer die bekanntesten englischen Künstler repräsentierenden Ausstellung belegt. Der Gesamteindruck ist vorzüglich. Die einzelnen Leistungen stimmen wunderbar zueinander. Sieht man näher zu, so findet man jedoch, daß die Zahl der das Mittelmaß überragenden Leistungen unter den mehr als dreihundert Nummern der Ausstellung recht gering und die Harmonie des äußeren Eindrucks durch eine Lüge erreicht ist, durch eine allgemeine Nachahmung altmeisterlicher Farbentöne und eine Pose, die den großen heimatlichen Künstlern des 18. Jahrhunderts, den Gainsborough, Reynolds, Romney usw. abgesehen wurde. Wenn das Kultur ist, so haben die Münchner Maler bereits sehr viel davon. Aber diese Art paßt zu dem Leben, wie es ist, zu der Natur, wie wir sie heut sehen, in keiner Weise. Diese angebliche Kultur ist eine Bankrotterklärung, das Eingeständnis, daß die Maler des 20. Jahrhunderts kein persönliches Verhältnis zur Wirklichkeit mehr besitzen, ein Beweis dafür, daß ihr Gefühl gegenüber der Natur eingeschlafen ist. Und daran sollen sich deutsche Künstler ein Beispiel nehmen? Man kann nur wünschen, daß sie es nicht tun. Mit dem anständigen Kunstgewerbe in der Malerei, wie es die Engländer haben, ist uns wahrlich nicht geholfen. Auf diesem Wege gibt es nur Niveau, keine Erhebungen mehr, keine Ideale und keine bezwingenden Leistungen.

Unerträglich anzusehen, wie diese Engländer sich bemühen, Tizian und Velasquez zu mimen. Ganz wenige haben eine Palette, die nicht einem Florentiner, Venetianer oder Spanier nachgemacht wäre. Daß man sie trotzdem als Engländer erkennt, spricht nicht immer

für die Stärke ihrer Rasse, sondern kommt in den meisten Fällen daher, daß sie dem Geschmack ihres Publikums jede Konzession zu machen bereit sind. Die Ausstellung hat nur dadurch Wert, daß sie auch die Werke zweier ausgezeichneter Künstler enthält. Der eine davon ist längst hors concours — Mc Neill Whistler. Es gibt wenige Sachen von ihm, von denen man nicht fühlt, daß sie die Frucht einer guten Stunde sind. Er schuf offenbar selten aus Pflichtbewußtsein, nur wenn ihn sein Dämon rief. Dadurch haben seine Sachen in der Regel einen Reiz, ein sublimes Etwas, das jenseits aller Angelegenheiten der Technik, selbst einer so außerordentlichen wie Whistlers, liegt. Uebrigens hat gerade dessen Technik das Merkwürdige, daß man sie nicht wahrnimmt, daß sie ganz hinter dem Gegenstande verschwindet. Wie herrlich sind hier seine Lithographien! Die Linie ein Nichts, ohne Bravour, fast ohne Druck hingesetzt; aber sie gibt das Letzte und Feinste. Ob da ein lesendes kleines nacktes „Modell" dargestellt ist oder ein Schmiedehof, eine Frau mit einem Federhut oder nur eine Haustüre — immer ist das Wesentliche der Erscheinungen und Dinge so überzeugend und einzig gegeben, daß man sich etwas Vollkommeneres nicht denken kann. Dann ist hier ein ebenso berühmtes wie köstliches „Notturno" von Whistler in Blau und Grün. Ein Ufer mit einem Fischer aus dem Rande der Schatten; dahinter ein Wasser, auf dem lautlos ein Boot mit einer Ahnung von Licht in der Kajüte dahingleitet. Am jenseitigen Ufer die Umrisse von Häusern, an denen hier und da ein erleuchtetes Fenster glimmt. Das alles aus verschwimmenden zarten und weichen Tönen von Graublau und Graugrün aufgebaut, sanft und duftig wie ein Traum. Aehnlich, aber nicht ganz von dieser Vollendung, ist ein zweites Bild des großen Meisters „Valparaiso" — Schiffe in einem Hafen, dessen Wasser so unbewegt ist, daß es mit der Luft in eins verfließt, und daß sein schwingender Glanz selbst die Schiffe zu Phantomen werden läßt. Der zweite Künstler, der mit seinen Schöpfungen hier Eindruck macht, ist J. J. Shannon. Auch einer, der bei den Venetianern in die Schule gegangen ist, jedoch gar nicht daran denkt, ihnen mit kalten Sinnen ihre Allegorien des blühenden Fleisches und der üppig bewegten Glieder nachzumalen. Shannon zeigt sich hier als ein glänzender Kolorist und als ein Porträtmaler ersten Ranges. Wie wundervoll zeichnet er mit der Farbe! Wie köstlich ist bei ihm eine Wangenpartie, ein Auge gemalt! Und wenn sein Porträt der blonden Miß Kitty Shannon, die in einem weißen, mit blauem Aufputz versehenen Kleide, im scharfen Profil vor einem blauweißen Himmel sitzt, dem deutschen Geschmack eine Wenigkeit süß erscheinen mag — das Malertemperament, mit dem dieses schöne, frische Kind Albions in der lockenden Anmut seines jungen Leibes gesehen und dargestellt ist, steht über allen Bedenken. Köstlich dieses reich nuancierte Weiß, das von dem Fleischton des vollen Armes durchwärmt wird. Weniger fein als Ganzes ist Shannons zweites Bild „Das Silberschiff", das eine in ein schweres, schillerndes Seidengewand gekleidete Schöne zwischen ihren schlanken Händen hält. Wenn nur nicht diese fatalen Blumen im Haar wären, die so gemalt sind, wie ein gewisses Publikum sich Blumen gemalt wünscht! Wie schön wären ohne sie diese Augen mit ihrer sinnlichen Schrägstellung und die reichen Farben des Bildes in ihrer schweren Pracht! In einem weiten Abstande von diesen beiden ganzen Künstlern fallen vorteilhaft auf Walter W. Russel mit einem „Markt in Billy", der in der Lebendigkeit des bewegten Lichtes und des Grüns in den Bäumen im Guten an ähnliche Bilder Liebermanns erinnert; C. A. Walton mit dem auf Braungelb gestellten Bildnis eines sympathischen, weißbärtigen Herrn Cruickshank; William Nicholson mit dem Porträt eines kleinen Mädchens in Blau, das einen turbanhaften Federhut trägt, und James Pryde, der den billigen Effekt und Gegensatz von weißgelben Architekturen und schwarzgrünen Bäumen in halbphantastischen Bildern mit Pikanterie verwertet. Sehr frisch wirkt in diesem Kulturmilieu der deutsche Impressionismus von Joseph Oppenheimer, der in einem Kabinett, das mit blauweißem „Chinesischen Porzellan" gefüllt ist, vielleicht seine beste Leistung bis jetzt zu zeigen hat. Jedenfalls unterscheidet

sich seine natürliche Art aufs vorteilhafteste von der törichten Engländerei eines anderen Deutschen, August Neven-du-Mont, der mit seinen dürftigen Bildern weder diesseits noch jenseits des Kanals auf Achtung wird rechnen können. Fatale Dinge sieht man hier von John Lavery und Walter Crane, während andere namhafte Künstler, wie Roche, Harrington Mann, Charles Furse, William Strang, ganz kalt lassen. Vortrefflich aber sind die Plastiken von John Tweed, der mit Eigenart den Bahnen Rodins folgt, und von Charles Ricketts, der sonst ein mittelmäßiger Maler ist. Das hier vorgeführte englische Kunstgewerbe — ausschließlich Goldschmiedearbeit — steht weit unter dem, was in Deutschland heut auf diesem Gebiete hervorgebracht wird.

Der Salon Fritz Gurlitt eröffnet die Saison mit einer Géricault-Ausstellung, die zwar keine Vorstellung von der gewaltigen Energie des Schöpfers des „Flosses der Meduse", wohl aber einen durchaus guten Begriff von seinem Talent und technischen Vermögen gewährt. Im wesentlichen kommen die hier vorhandenen Werke des mit dreiunddreißig Jahren 1824 verstorbenen Künstlers aus den Kollektionen Cheramy und Ackermann in Paris. Man braucht Géricault nicht als kunstgeschichtliche Erscheinung zu betrachten, um sich für ihn zu begeistern. Er war wirklich einer von den Großen. Sein lebhaftes künstlerisches Temperament, sein hohes Streben waren gesichert durch die solide Grundlage jenes akademischen Könnens, von dem man heut mit so viel Nichtachtung spricht, das aber doch nicht zu entbehren ist, wenn ein Künstler die höchsten Gipfel des Schaffens ersteigen will. Man kann von Géricault sagen, daß er, als er starb, die Elemente des Akademischen noch nicht völlig überwunden hatte; aber sein Temperament wäre feurig genug gewesen bei längerer Lebensdauer, das akademische Rüstzeug zu Asche zu verglühen. Wie sein Kollege aus der Guérin-Schule, Eugène Delacroix, ist er unter dem von den jungen Romantikern wiederentdeckten Gestirn Rubens groß geworden. Er kann in seinen ersten Künstlerjahren keinen Akt, keinen Pferdekopf malen, ohne an die leuchtende Farbe des großen Blämen zu denken, ohne dessen Uebertreibungen zu wiederholen. Man möchte, obgleich einzelne seiner Gelegenheitsarbeiten stark farbig wirken, nicht behaupten, daß Géricault das Zeug zu einem Koloristen besessen hat. Er war voller Nerven und Blut, aber die Abneigung der Klassizisten gegen die selbsttätige Farbe haftete ihm aus Guérins Atelier an. Das verrät das hier ausgestellte sehr plastische, aber in der Farbe kühle, ausgezeichnete Selbstporträt des Neunzehnjährigen; das bezeugt sein in der Farbe so dumpfes Meisterstück im Louvre, das riesige „Floß der Meduse", und das beweist das interessanteste und selbständigste der hier vorgeführten Bilder, das sehr bewegte „Artillerie-Manöver" mit dem Blick über eine weite Landschaft. Wo Géricault durch Farbe wirkt, wie in dem auf Rotbraun gestellten „Pferdestall", in dem temperamentvollen „Pferdekopf", in der Studie zu einem „Carabinier" oder in der Aktstudie des „Römers" hat man sofort die Erinnerung an Rubens. Aber der Mangel der eigenen Farbenempfindung ist kein Grund, die enorme künstlerische Kraft, die in Géricault steckte, zu unterschätzen. Keiner aus seiner Zeit ist der Wirklichkeit energischer zu Leibe gegangen als er. Er wollte durch Wahrheit Eindruck machen. Daher beim Malen des „Flosses" seine Sorge um die treue Wiedergabe aller Einzelheiten, deren sich die beiden Ueberlebenden erinnern konnten, seine Leichenstudien, von denen auch die in dieser Ausstellung vorgeführten „abgeschnittenen Köpfe" erzählen. Welch realistischer Sinn spricht daraus, daß er seine Staffelei in der Salpêtrière aufstellte, um für seinen Freund Georges, den Arzt, die unglücklichen Vertreter einiger typischen Geistesstörungen zu malen. Davon ist das Bild einer alten Irren, die über einen russischgrünem Kleide einen mattroten Shawl trägt, und deren grünlich bleiches Gesicht mit geröteten Augen unter einer weißen Haube hervorschaut, sicherlich ein Meisterstück geworden. Und lange vor Degas hat Géricault Pferderennen in stärkster Bewegtheit gemalt, ein Sujet, das in jener Zeit des Strebens nach klassischer Ruhe sonst Maler nicht gereizt hat. Weil der Künstler aus innerlichem Bedürfnis Realist war, weil er ein so außer-

ordentlich lebhaftes Gefühl für die Form an sich besaß, mußte ihn die Plastik anziehen. Wie er sich für die Malerei Rubens als Leitstern erkoren hatte, so wählte er für seine Versuche in der Bildhauerkunst Michelangelo als Führer. Bei Gurlitt ist aus der Sammlung Ackermann eine kleine Steingruppe zu sehen, die eine von einem Satyr sehr handgreiflich überfallene Nymphe darstellt. Trotz der starken Anlehnung an Michelangelo ein ganz prächtiges Werk, wunderbar geschlossen in der Form und so monumental in der Linie, daß man gestehen muß, wer das gemacht hat, besaß Anwartschaft darauf, ein ganz großer Plastiker zu werden. Welch eine Summe von Kraft und Ehrgeiz hat in diesem jungen Normannen gesteckt, und wieviel kostbare Hoffnungen hat die französische Kunst mit ihm begraben!

# Musik.

**Berliner Komische Oper: „Tiefland" von Eugen d'Albert.** An den Opernkomponisten Eugen d'Albert wollte man anfangs nicht recht glauben. „Der Rubin", „Ghismonda" und „Gernot" fristeten nur ein bescheidenes Dasein; weiter als bis zu einem gewissen wohlwollenden Interesse, das man dem genialen Pianisten schuldig zu sein glaubte, brachten sie es nicht. Dann kamen die beiden Einakter: „Die Abreise" und „Kain". Auch sie hielten sich — obgleich sie überall beifällig begrüßt wurden — nur hier und da dauernd im Spielplan, verschafften dem Komponisten aber doch den idealen Erfolg, anerkannt zu sehen, daß er berufen sei, unter den deutschen Musikdramatikern ein Wörtlein mitzureden. Mit dem „Tiefland" scheint sich nun endlich auch der reale Erfolg einstellen zu wollen: seit der Uraufführung in Prag vor etwa vier Jahren hat sich eine Bühne nach der andern dem Werke erschlossen, und fast überall bleibt es dauernd im Repertoire.

Daß es nicht immer, ja, nur höchst selten, die musikalischen Qualitäten einer Oper sind, die dieser ein längeres Leben im Lichte der Rampen verleihen, ist eine alte Erfahrung. Es braucht deshalb gar nicht weiter zu überraschen, daß den erwähnten beiden Einaktern vom „Tiefland" der Rang abgelaufen wurde, obgleich sie musikalisch zweifellos höher einzuschätzen sind als dieses. Das „Tiefland" hat, wie man in der Fachsprache zu sagen pflegt, ein „gutes Buch", oder besser: es behandelt einen gemeinverständlichen, packenden Stoff, stellt einfache Gestalten auf die Bühne, Gestalten, deren Wollen und Handeln rasch begriffen und mit wach bleibendem Interesse verfolgt wird, und zwar nicht nur von einer kleinen Gruppe von Feinschmeckern, sondern von der Menge des Theaterpublikums schlechthin, deren Anteilnahme nun einmal für die Dauer eines Opernerfolges entscheidend ist. Damit soll beileibe nicht gesagt sein, d'Albert oder sein Textdichter Rudolf Lothar hätten — was wir den welschen Kulissenreißern der Oper so oft zum Vorwurf machen müssen — in künstlerisch-unlauterer Weise auf die üblen Instinkte der Masse spekuliert. Nein, viel eher ließen sich Beweise dafür erbringen, daß sie von der ernstesten Absicht beseelt waren, den Guimeraschen Stoff zu vertiefen, ihn in eine lichtere poetische Sphäre zu rücken. Ueber eine gewisse Strecke hin ist ihnen das ohne Frage gelungen, nämlich in dem (wohl frei hinzugefügten?) Vorspiel. Hier erwecken die Autoren Hoffnung auf ein poetisches Widerspiel zwischen dem Weben und Walten der Natur einerseits und den Schicksalen der Menschen andrerseits, zwischen landschaftlichen Farbtönen und menschlichen Herzensklängen. Die freie, sonnige Luft hoch oben auf der felsigen Halde gibt mit dem, was wir aus dem Munde des fröhlichen, arglosen Hirten vernehmen, einen wohllautenden, reinen Akkord. Das heitere, selbstgenügsame Wesen des Menschen und die stille Friedsamkeit der Umwelt, sie sind einander Spiegel und Symbol. Ungemein glücklich fließen diese beiden poetischen Grundelemente der Introduktion auch in der Musik ineinander über. Die breit ausklingenden Naturmotive der Schalmei umgrenzen das Gesamtbild; dazwischen ordnen sich die einzelnen Episoden im klaren Rhythmus ein, bald den Blick in die Menschenseele lenkend, bald hinaus in die sonnenüberstrahlte Berglandschaft. Es ist schade, daß dieser Reiz späterhin verfliegt. Von dem Moment an, wo Pedro ins Tiefland steigt, verliert sich auch der Charakter der Textdichtung in die Niederungen des Opernlibrettos. Daran ändert selbst die am Schlusse wieder aufgenommene Antithese von der sündigen Dumpfheit des Tieflandes und dem reinen Glück der Höhe wenig oder gar nichts. Freilich, es hätte schon einer sehr großen dichterischen Potenz bedurft, um den Stoff in der gedachten Weise den Bedürfnissen des

Musikdramas gefügig zu machen; die Gefahr, in eine flache Symbolik zu geraten, lag zu nahe. Lothar ist ihr entgangen, indem er sich kurzerhand darauf beschränkte, das Gegenständliche in möglichst markanten Zügen herauszuarbeiten. Daß er dabei vielfach das Mittel der Erzählung anwenden mußte, ergab Klippen, die nicht immer glücklich umschifft wurden. Trotz kräftiger Kürzungen ist der Text an einigen Stellen immer noch zu wortreich. Geradezu verderblich hätten jene Klippen übrigens werden können, wenn der Komponist ihre Gefährlichkeit nicht erkannt und nicht klug Bedacht auf sie genommen hätte. Ausholende Erzählungen zum Zwecke der Verständlichmachung der Vorgänge sind auf der Bühne immer vom Uebel; werden sie aber schon angewendet, so ist das erste Erfordernis, daß man sie verstehe. Das leuchtet zwar ohne weiteres ein, wird aber von Tonsetzern, deren Notenfeder einmal losgelassen, nur allzu oft übersehen. d'Albert hat es im „Tiefland" ausgezeichnet verstanden, zu rechter Zeit die Tugend der musikalischen Diskretion zu üben; er läßt seinem Orchester nur da die Zügel schießen, wo er es ohne Gefahr für die Verständlichkeit dessen, was auf der Bühne zum Ausdruck gelangt, tun kann. Darüber hinaus begnügt er sich mit leicht illustrierender Begleitung und einer ruhig gehaltenen Deklamation, die in den lyrischen Momenten in weichere und reichere Melodiebildung übergeht, an Stellen, wo es sich um schlichte Mitteilung handelt, allerdings vielfach etwas Starres, Sprödes, im eigentlichen Sinne „Eintöniges" bekommt. Das mag als Mangel angesehen werden, ist aber ohne Zweifel erträglicher als ein geschraubtes, unnatürliches, die Sänger zu falschem Pathos verleitendes Deklamieren, wie es die moderne französisch-italienische Oper nicht selten verlangt. Gerade die Natürlichkeit, Ungesuchtheit seiner Tonsprache sollte man d'Albert nicht gering anrechnen. Freilich, sie hat kein scharfes Profil, diese Musik; sie zeigt ein freundliches Durchschnittsgesicht, ohne besondere Merkmale. Von dem Starkgeistigen seiner klavieristischen Kunst hat die Opernproduktion d'Alberts wenig. Da herrscht mehr kluge Zurückhaltung, verständige, vorsichtige Auswahl unter den zu Gebote stehenden Ausdrucksmitteln. Statt der Neigung, Eigenpersönliches in den Vordergrund zu schieben, begegnet man einer gewissen „Sachlichkeit" in der ganzen Gestaltung, welcher Eindruck noch verstärkt wird dadurch, daß gelegentlich ein Motiv mehr aus sozusagen „absolut musikalischen" als aus Gründen der dramatischen Situation oder der psychologischen Entwicklung fortgesponnen wird. Es ist die Objektivität, das Moderierte des Temperaments, wie es in den feinsten Erzeugnissen des Kunstgewerbes zutage tritt. Kein heißblütiger, aus der Tiefe rufender Schöpfer spricht da, sondern ein starker Könner, ein rühriger Beherrscher des Handwerks, der mit kultiviertem Geschmack und mit glücklichem Instinkt für das Theater begabt ist und der mit redlichen Mitteln Theaterwirkungen anstrebt. Von jeher ist man solchen tüchtigen, ehrlichen Meistern des Kunsthandwerks viel zu wenig gerecht geworden, — wenn sie zufällig das Unglück hatten, dem deutschen Theater zu dienen. Man lernte sie immer erst schätzen, wenn die historische Rückschau ergab, wie sehr sie vielen windigen Tagesgötzen, die uns das Ausland bescherte, überlegen waren, wenn sich ergab, welche Lücken sie auszufüllen hatten und wie wichtige Glieder sie in der Kette der Entwicklung bildeten. Gerade sie aber sind es, die Wagner meint mit seinem oft zitierten Zuruf: „Ehrt eure deutschen Meister!"

**Gesellschaft der Musikfreunde. Erstes Konzert in der Philharmonie: „Gloria" von Jean Louis Nicodé.** Ganz anders, als der um den Opernerfolg ringende d'Albert, sucht Jean Louis Nicodé, der im Konzertsaal nach Lorbeeren strebt, die Zeichen der Zeit zu deuten. Während jener das Heil in maßvoller Zurückhaltung und im Trachten nach Vereinfachung sieht, bemächtigt sich dieser des ganzen imposanten Apparates des Strauß-Mahler-Orchesters, sich dabei formal in Dimensionen ergehend, die bisher ohne Beispiel waren. Was beide einander ähnlich macht, ist der mehr oder minder ausgeprägte reflexive Zug, ist der kühle Kopf, womit sie an ihre Arbeit herantreten.

Nicodé teilt Persönlichstes in seinem „Sturm- und Sonnenlied" mit. Das tut Beethoven in der Neunten auch. Jedoch, wie geschieht das? Dem Meister kommt die Idee zu einer großen faustischen Sinfonie, und während er seinen Plan ausführt, strömt alles, was ihn erfüllt, in das Tongedicht über; seine Qual, sein Ringen, seine Enttäuschungen, Hoffnungen und Seligkeiten erkennen wir in den gewaltigen Klängen. Bei Nicodé hat man den Eindruck — er wird durch die Lektüre des 32 Seiten langen, vom Komponisten verfaßten „Führers" eher verstärkt, als verringert —, daß in ihm zunächst die Absicht entkeimt sei, sein Erleben im musikalischen Bilde abzuspiegeln; darzustellen, wie ihm die Brust von „Werdelust und tausend Zielen" voll war, wie die „stählende Kraft den Jüngling bildete", wie ein „Sehnen nach dem Höchsten" in ihm entsproß, wie er sein Ideal gegen die „Macht

der Mode und Sensation" nicht durchzusetzen vermochte und wie ihm endlich in stiller Zurückgezogenheit am Busen der Natur sonniger Frieden wurde. Also eine Art bewußt abgefaßter Selbstbiographie in Tönen. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden, um so weniger, als das (hier nur kurz angedeutete) Programm einen durchaus musikalischen Grundzug enthält: Tatenfreude, Sehnen nach dem Höchsten, Kampf mit den Feinden des Idealreiches, Resignation, Frieden in der Natur; das alles sind Dinge, für die der Musik tausendfältige Ausdrucksmöglichkeiten zu Gebote stehen. An einer Stelle nur strebt Nicodé eine Deutlichkeit der Darstellung des „Einzelfalles" an, die mit der ernsthaften Haltung des Ganzen nicht in Einklang zu bringen ist: um zu zeigen, welchen Götzen die „Herde" nachläuft, läßt er die Klarinette lange Koloraturkadenzen blasen, die Posaune muß schmalzige „Heldenbariton"-Phrasen zum Besten geben und wenn der fade Ohrenschmaus zu Ende ist, lassen ein halbes Dutzend Kastagnetten das Beifallsklatschen der Menge hören. Da haben wir das berüchtigte „gegeigte und geblasene Bilderbuch", das auch der weitherzigste Verfechter der Programmmusik als ästhetisch angreifbar bezeichnen muß. Für die Gloria-Sinfonie bedeutet diese Episode jedenfalls eine Geschmacksentgleisung. Auch einige übertriebene Realismen in den Naturschilderungen (wie das von 12 Trillerpfeifen ausgeführte Vogelgezwitscher) nehmen sich im Gesamtbilde sonderbar genug aus; eine Nebensache, etwas, was als Folie für die gefühlsmäßige Entwicklung zu dienen hat, wird da plötzlich ungebührlich in den Vordergrund geschoben. Es ist offenbar die rein artistische Freude an der Ausführung solcher Tonmalereien, die sich in diesen Momenten kundtut. Schade nur, daß die musikalisch-poetische Einheitlichkeit des Ganzen dadurch in die Brüche geht. Daß Nicodé eine enorme Fertigkeit besitzt, alle erdenklichen Mittel in der raffiniertesten Weise für dergleichen Naturepisoden zu verwerten, wer wollte ihm das bestreiten; nur war der Anlaß nicht glücklich gewählt, mit dieser Fähigkeit in solchem Maße zu prunken. Man muß an den erwähnten Absonderlichkeiten vorbeihören können, um zur rechten Würdigung des vielen Schönen und stark Empfundenen zu gelangen, das die Sinfonie enthält. Fehlt den musikalischen Gedanken auch das individuelle Gepräge, so sind sie doch klar umrissen und mit Meisterhand abgewandelt und miteinander verwoben. Die saftige Polyphonie erfreut (an vielen Stellen) nicht minder das Ohr, wie der wohlige, geschmeidige Orchesterklang. Ueber zwei Stunden Aufführungsdauer beansprucht das Werk; nicht von allen Partien wird man, wie gesagt, sympathisch berührt, jedoch gefesselt fühlt man sich unausgesetzt, sei es durch Stimmungs-, sei es durch rein artistische Werte. Es wäre nicht gut, wenn die Gloria-Sinfonie Nachahmungen fände; aber daß sie geschrieben wurde, gereicht unsrer Tonkunst wahrlich nicht zur Schande! §§

# Theater.

**Judith.** „Plötzlich stand ich auf einem hohen Berg, mir schwindelte, dann ward ich stolz, die Sonne war mir so nah, ich nickte ihr zu und sah immer hinauf. Mit einmal bemerkte ich einen Abgrund zu meinen Füßen, wenige Schritt vor mir, dunkel, unabsehlich, voll Rauch und Qualm. Und ich vermochte nicht zurückzugehen, noch stillzustehen, ich taumelte vorwärts: Gott! Gott! rief ich in meiner Angst. — Hier bin ich! tönte es aus dem Abgrund herauf freundlich süß; ich sprang, weiche Arme fingen mich auf, ich glaubte, einem an der Brust zu ruhen, den ich nicht sah, und mir ward unsäglich wohl — aber ich war zu schwer, er konnte mich nicht halten, ich sank, sank, ich hört' ihn weinen, und wie glühende Tränen träufelte es auf meine Wange."

Dies ist der Traum der Judith, dies ist ihr Schicksal, dieses ihre Tragödie. Deutet diesen Traum, und ihr deutet das Werk Friedrich Hebbels, das Ganze, nicht jenes Trauerspiel allein, das „Judith" heißt. Denn von nichts anderm hat er gesprochen sein Leben lang, von nichts anderm reden all seine Werke, als von der einen tiefsten Erfahrung, die aus der wundervollen Wortmusik dieses Traumes erklingt. Das Individuum im All, der Mensch vor Gott: In seiner höchsten Erhebung, in Sonnennähe, über dem schwindelnden Abgrund der Unendlichkeit, wähnt sich der Teil zum Ganzen zu weiten, sinkt der Mensch an des Gottes Brust. Aber die Rauschkraft der Höhe bleibt ihm nicht treu, mit seinem irdischen Leibe ist er dem luftleichten Wesen zu schwer — er stürzt ins Bodenlose, und nichts als Tränen hat die verhängende Macht für ihre liebsten Kinder. Dies ist es was Hebbel „Tragik" nannte: die Schuld des Seins, das Verhängnis der Individuation — der ewige eingeborene Trieb des starken Einzelwesens zum Ganzen zu wachsen und so seine Form, sein Leben zu zerstören. — Sie stürzen, ob sie wie Holofernes aus überquellender Kraft heraus ihr Ich zum Gott zu weiten streben, ob sie wie Judith in tiefster Demut einsinken wollen ins Wesen der Gottheit, ganz nur ihr Werkzeug, ganz nur ihr Wille — sie stürzen, mit ihren endlich irdischen Leibern sind sie dem Unendlichen zu schwer: den allver-

schlingenden Eroberer erschlägt ein Weib, ein einziges winziges Stück seines Eroberten, das aber doch noch eigenwilliger Gottheit voll war — und sie, die reine Gottesmagd, tut ihre herrliche Tat im Krampf des Geschlechtes, im Liebeshaß, ein unwollendes verworfenes Werkzeug, weil doch anbetungswürdige Gottheit war auch in dem großen Gottesfeind. Die Vernichteten zerstören die Vernichter eine unübersteigliche Schranke, steht die Heiligkeit des fremden Einzellebens vor dem Heiligtum des Alleinen — auf dem Wege zur Gottheit stürzen die Menschen in den Abgrund: glühende Tränen träufeln ihnen nach. — Wie Judith und Holofernes, so fallen hernach Golo und Genoveva, Herodes und Marianne, Candaules und Rhodope, Siegfried und Brunhild — bald auf dem männlichen, bald auf dem weiblichen Wege der Natur, in trotzendster Selbsterhöhung oder in tiefster Selbsthingabe streben sie den Berg der Offenbarung hinan, und alle büßen die „Schuld des Seins", alle stürzen Lucifers Fall. Dieses eine traumhaft furchtbare Erlebnis allein hat Hebbel gestaltet, und die tiefe Verflochtenheit alles Irdischen im Geschlecht, die furchtbare sexuelle Gebundenheit des Menschen, das war ihm nur die Fackel, mit der er hineinleuchtete in den düsteren Tempel seiner Tragödie. Diese tiefste religiöse Erschütterung treibt als letzte mystische Kraft unter allem raffiniert Psychologischen der Hebbelschen Außenform hin — sie strahlt geheime Wärme noch durch die starrste Dialektik seiner Worte; sie allein kann auch in gewaltigem Strom das wilde Geröll von Gedankenblöcken vorwärts tragen, das die entfesselte Denkerleidenschaft des siebenundzwanzigjährigen Hebbel in sein Erstlingswerk „Judith" warf. Die Darstellung dieser Tragödie braucht nur zwei Menschen, in deren Seele diese letzte Leidenschaft zittert, dies überflutende Sehnen ins Unendliche hinaus, nur zwei Menschen, die ihren Körper bis zur Sichtbarkeit von dieser Extase schütteln lassen können — und Judith und Holofernes werden jeder Psychologie zum Trotz leben und uns erschüttern.

Die achtbar gearbeitete Neu-Aufführung der „Judith" im „Neuen Schauspielhaus" zu Berlin mußte mißlingen, weil die Judith von Frau Arnold, einer klugen, geschmackvollen, aber nur des Begreifbarsten teilhaftigen Schauspielerin und Holofernes von einem ähnlich gearteten Sprecher gespielt wurden. Einzig aus den gut arrangierten Volksszenen hob sich eine Gestalt zu höherer Wirkung: Daniel, der Stumme, der Schicksalsbruder der Judith, der Prophet und Brudermörder. Ihm gab ein noch wenig gekannter Schauspieler, Herr Arthur Ratzbach, in überraschendster Weise die weitauslangende Macht der Gebärde, die wilde Hingerissenheit des Tons. Eine Minute lang ging wirklich der Geist Hebbels über die Bühne. Judiths Traum wurde lebendig: eine Seele sprang in den Abgrund der Gottheit, und glühende Tränen fielen ihr nach.

Julius Bab.

# Notizen.

Der Rechtsbeistand des Grafen Kuno Moltke ersucht um Aufnahme folgender Berichtigung: „In der in Nr. 17 des „Morgen" gebrachten Notiz „Harden-Axel Petersen, Moltke" wird behauptet, Graf Kuno von Moltke habe mit einem gewissen Axel Petersen in Beziehungen gestanden und zufolge Erpressung demselben 3000 Mk. gezahlt. Demgegenüber erkläre ich als Bevollmächtigter des Grafen Kuno von Moltke: Der Inhalt, soweit er den Grafen Kuno von Moltke mit dem dort genannten Axel Petersen in Verbindung bringt, ist unwahr. Der Name Axel Petersen ist dem Grafen Kuno von Moltke erst vor einigen Monaten, während die Angelegenheit Moltke gegen Harden zuerst in der Presse erörtert wurde, durch einen anonymen Brief aus den Kreisen der Berliner Männerprostitution, welche den Inhalt der jetzt vom „Morgen" gebrachten Notiz wiedergab, bekannt geworden. Die damals sofort von mir angestellten Ermittlungen ergaben, daß dieser Axel Petersen, dessen in Berlin erfolgte Bestrafung mit einer längeren Gefängnisstrafe wegen Erpressung seinerzeit durch die Zeitungen ging, bei einem in Wien gegen ihn anhängig gemachten Strafverfahren erklärt habe, daß er in Kopenhagen mit einem reichen, dort ansässigen Herrn, den er unter gleichzeitiger Angabe des Vornamens als einen Grafen Moltke bezeichnete, verkehrt habe und von diesem Geld-Zusendungen erhalte. Tatsächlich konnte der Angabe des Petersen entsprechend ein aus Kopenhagen für ihn angelangter, in dänischer Sprache geschriebener Brief mit 3000 dänischen Kronen behördlicherseits beschlagnahmt werden. Eine Unterschrift trug dieser Brief nicht. Mit dem Grafen Kuno von Moltke hat dieser Vorgang auch nicht das Allergeringste zu tun.

Hiernach ist es selbstverständlich auch unwahr, daß irgendjemand bei dem hiesigen Kriminal-

gericht Einblick in die diesbezüglichen Akten getan hätte, und daß diese Akten als Absender den Grafen Kuno von Moltke ergeben. Das hiesige Kriminalgericht ist mit der Angelegenheit überhaupt nicht befaßt gewesen. Das Strafverfahren hat vielmehr, wie erwähnt, in Wien geschwebt. Die Akten ergeben, daß Graf Kuno von Moltke nicht der Absender ist.

Als unwahr konnte endlich auch festgestellt werden, daß Axel Petersen überhaupt aus Deutschland ausgewiesen sei.

Berlin W. 8, den 7. Oktober 1907.

Gordon, Justizrat."

Mit dieser Erklärung des gräflichen Rechtsbeistandes ist die von uns gebrachte Notiz sachlich erledigt, und wir fügen, um jeder in den Rechtsstreit Harden-Moltke eingreifenden Conjektur den Boden zu entziehen, noch die Erklärung hinzu, daß Herr Harden mit der Publikation des „Morgen" weder direkt noch indirekt das Geringste zu tun hat.

Die Schriftleitung.

## Bücher.

Der Verlag Ullstein & Co. bringt eine großangelegte Weltgeschichte heraus. Eine solche fehlt uns. Und da Männer wie Ernst Haeckel und Karl Lamprecht zu den Herausgebern gehören, so darf man das Beste erwarten. Unser Artikel „Die Befreiung des Individuums" von Professor Brandt ist diesem Werke entnommen. Die Verlagsanstalt Ullstein & Co. hat in freundlicher Weise diesen Vorabdruck gestattet.

Fr. von Oppeln-Bronikowski hat Ernest Seillières „Romantische Krankheit" in der ihm eigenen Meisterschaft ins Deutsche übertragen und im Verlage von H. Barsdorf, Berlin W. 30, erscheinen lassen. Seillières Arbeit über Charles Fourier (Der Romantismus der Armen) und Beyle Stendhal (Der Romantismus der Reichen) bedarf keiner Empfehlung. Das Werk ist sattsam bekannt und seine Uebersetzung freudig zu begrüßen. Vielleicht daß auf diesem Umwege Stendhals Werke in weitere Massen dringen. Seine 1906 bei Eugen Diederichs erschienenen Werke gehören in jede ernste Hausbibliothek. Zur Zusammensetzung einer solchen Bibliothek wird Prof. Berthold Litzmann, Bonn, vom nächsten Hefte an in einer Serie von Aufsätzen beachtenswerte Anregungen geben.

Bei dieser Gelegenheit sei auf Ernest Seillières kritische Studie über Friedrich Nietzsche hingewiesen (ebenfalls im Verlage Barsdorf). Kein Zweifel: die Studien, die Seillière auf dem Gebiete der imperialistischen Philosophie bei seiner Arbeit über Gobineau machte, haben ihn zu diesem Nietzsche-Werke angeregt. Betrachtet er doch Nietzsche als einen Fortsetzer der Gobinistischen Lehre (!!). Was uns Seillière hier bietet, steht mehr im Zusammenhange zwischen seinem eigenen Ideenkreis mit dem, was (nach Seillières Ansicht) Nietzsche gedacht, als mit dem, was er in seinen Schriften, auf die nur selten Bezug genommen wird, niedergelegt hat. Jedenfalls eine eigenartige und durch diese Eigenart interessante Arbeit.

Ueber ein drittes, ins Deutsche übertragene Werk Seillières: „Der demokratische Imperialismus" wird später zu sprechen sein.

A. L.

**Notiz.** Diejenigen Abonnenten des Morgen, die nicht in der Lage sind, die vom Verlag veranstalteten Vorträge zu besuchen, erhalten die Vorträge als Manuskript gedruckt auf Verlangen zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eisiebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wiltzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

☞ Der heutigen Nummer liegen zwei Sonderbeilagen bei, und zwar

1. der Firma **J. C. C. Bruns' Verlag** in **Minden i. Westf.**, betreffend: „Cavete! Der Roman des lenkbaren Luftschiffes",

2. der Firma **Hermann Barsdorf Verlag** **Berlin W. 30**, betreffend: „Die Romantische Krankheit",

worauf wir besonders hinweisen.

**Malleus Maleficarum.**

DER HEXENHAMMER. 1489—1906, kritische deutsche Ausg. von J. W. R. Schmidt. 3 Bde. 796 Seit. Brosch. 20 M. 3 Origbände 24 M. Einzeln käuflich!

Einige Urteile der Presse:

„Die Bibel der Hölle", „das verruchteste und unsittlichste Buch der Weltliteratur", „aber ein kostbares Kulturdokument", „für den ‚Dilettanten' im Sinne Goethes, für dieses Elitepublikum, das eigentlich das geistige Niveau eines Volkes bestimmt und der wahre Träger und Verbreiter der Nationalbildung ist, bietet der Hexenhammer eine Quelle unerschöpflicher Belehrung" etc. etc.

Ausführlichen Prospekt und Verlagsverzeichnisse gratis und franko. Verlagsanerbietungen erwünscht.

**Herm. Barsdorf, Verlag**, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.